

DAS MENSCHLICHE SEXUALLEBEN¹

Meine Damen und Herren! Man sollte doch meinen, es sei nicht zweifelhaft, was man unter dem »Sexuellen« zu verstehen habe. Vor allem ist doch das Sexuelle das Unanständige, das, von dem man nicht sprechen darf. Man hat mir erzählt, daß die Schüler eines berühmten Psychiaters sich einmal die Mühe nahmen, ihren Meister davon zu überzeugen, daß die Symptome der Hysterischen so häufig sexuelle Dinge darstellen. In dieser Absicht führten sie ihn an das Bett einer Hysterika, deren Anfälle unverkennbar den Vorgang einer Entbindung mimten. Er aber äußerte abweisend: Nun, eine Entbindung ist doch nichts Sexuelles. Gewiß, eine Entbindung muß nicht unter allen Umständen etwas Unanständiges sein.

Ich bemerke, Sie verübeln es mir, daß ich in so ernsthaften Dingen scherze. Aber es ist nicht so ganz Scherz. Im Ernst, es ist nicht leicht anzugeben, was den Inhalt des Begriffes »sexuell« ausmacht. Alles, was mit dem Unterschied der zwei Geschlechter zusammenhängt, wäre vielleicht das einzig Treffende, aber Sie werden es farblos und zu umfassend finden. Wenn Sie die Tatsache des Sexualaktes in den Mittelpunkt stellen, werden Sie vielleicht aussagen, sexuell sei all das, was sich in der Absicht der Lustgewinnung mit dem Körper, speziell den Geschlechtsteilen des anderen Geschlechtes beschäftigt und im letzten Sinne auf die Vereinigung der Genitalien und die Ausführung des Geschlechtsaktes hinzielt. Aber dann sind Sie von der Gleichstellung, das Sexuelle sei das Unanständige, wirklich nicht weit entfernt und die Entbindung gehört wirklich nicht zum Sexuellen. Machen Sie aber die Fortpflanzungsfunktion zum Kern der Sexualität, so laufen Sie Gefahr, eine ganze Anzahl von Dingen, die nicht auf die Fortpflanzung zielen und doch sicher sexuell sind, auszuschließen, wie die Masturbation oder selbst das Küssen. Aber wir sind ja bereits darauf gefaßt, daß Definitionsversuche

¹ [Freuds Hauptwerk zu diesem Thema sind seine *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905 d), denen er im Laufe der folgenden zwanzig Jahre in den verschiedenen Auflagen, die das Werk erlebte, eine große Anzahl von Ergänzungen und Berichtigungen hinzufügte. Das Material zu dieser und der folgenden Vorlesung ist hauptsächlich jenem Werk entnommen.]

immer zu Schwierigkeiten führen; verzichten wir darauf, es gerade in diesem Falle besser zu machen. Wir können ahnen, daß in der Entwicklung des Begriffes »sexuell« etwas vor sich gegangen ist, was nach einem guten Ausdruck von H. Silberer einen »Überdeckungsfehler« zur Folge hatte¹. Im ganzen sind wir ja nicht ohne Orientierung darüber, was die Menschen sexuell heißen.

Etwas, was aus der Berücksichtigung des Gegensatzes der Geschlechter, des Lustgewinnes, der Fortpflanzungsfunktion und des Charakters des geheimzuhaltenden Unanständigen zusammengesetzt ist, wird im Leben für alle praktischen Bedürfnisse genügen. Aber es genügt nicht mehr in der Wissenschaft. Denn wir sind durch sorgfältige, gewiß nur durch opferwillige Selbstüberwindung ermöglichte Untersuchungen mit Gruppen von menschlichen Individuen bekannt worden, deren »Sexualleben« in der auffälligsten Weise von dem gewohnten Durchschnittsbilde abweicht. Die einen von diesen »Perversen« haben sozusagen die Geschlechtsdifferenz aus ihrem Programm gestrichen. Nur das ihnen gleiche Geschlecht kann ihre sexuellen Wünsche erregen; das andere, zumal die Geschlechtsteile desselben, ist ihnen überhaupt kein Geschlechtsobjekt, in extremen Fällen ein Gegenstand des Abscheus. Sie haben damit natürlich auch auf jede Beteiligung an der Fortpflanzung verzichtet. Wir nennen solche Personen Homosexuelle oder Invertierte. Es sind Männer und Frauen, sonst oft – nicht immer – tadellos gebildet, intellektuell wie ethisch hochentwickelt, nur mit dieser einen verhängnisvollen Abweichung behaftet. Sie geben sich durch den Mund ihrer wissenschaftlichen Wortführer für eine besondere Varietät der Menschenart, für ein »drittes Geschlecht« aus, welches gleichberechtigt neben den beiden anderen steht. Wir werden vielleicht Gelegenheit haben, ihre Ansprüche kritisch zu prüfen. [Vgl. S. 304 f. unten.] Natürlich sind sie nicht, wie sie auch gern behaupten möchten, eine »Auslese« der Menschheit, sondern enthalten mindestens ebensoviel minderwertige und nichtsnutzige Individuen wie die in sexueller Hinsicht anders Gearteten.

Diese Perversen nehmen mit ihrem Sexualobjekt wenigstens noch ungefähr dasselbe vor wie die Normalen mit dem ihrigen. Aber nun folgt eine lange Reihe von Abnormen, deren sexuelle Betätigung sich immer weiter von dem entfernt, was einem vernünftigen Menschen begehrenswert erscheint. In ihrer Mannigfaltigkeit und Sonderbarkeit sind sie nur

¹ [Silberer (1914, 161) hat damit wohl das Phänomen beschreiben wollen, daß man gelegentlich meint, einen einzigen Gegenstand zu erblicken, während man in Wirklichkeit zwei einander überdeckende Gegenstände wahrnimmt.]

vergleichbar den grotesken Mißgestalten, die P. Breughel als Versuchung des heiligen Antonius gemalt hat, oder den verschollenen Göttern und Gläubigen, die G. Flaubert in langer Prozession an seinem frommen Büsser vorbeiziehen läßt¹. Ihr Gewimmel ruft nach einer Art von Ordnung, wenn es unsere Sinne nicht verwirren soll. Wir scheiden sie in solche, bei denen sich, wie bei den Homosexuellen, das Sexualobjekt gewandelt hat, und in andere, bei denen in erster Linie das Sexualziel verändert worden ist. Zur ersten Gruppe gehören die, welche auf die Vereinigung der beiden Genitalien verzichtet haben und bei dem einen Partner im Sexualakt das Genitale durch einen anderen Körperteil oder Körperregion ersetzen; sie setzen sich dabei über die Mängel der organischen Einrichtung wie über die Abhaltung des Ekels hinweg. (Mund, After an Stelle der Scheide.) Dann folgen andere, die zwar noch am Genitale festhalten, aber nicht wegen seiner sexuellen, sondern wegen anderer Funktionen, an denen es aus anatomischen Gründen und Anlässen der Nachbarschaft beteiligt ist. Wir erkennen an ihnen, daß die Ausscheidungsfunktionen, die in der Erziehung des Kindes als unanständig abseits geschafft worden sind, imstande bleiben, das volle sexuelle Interesse an sich zu reißen. Dann andere, die das Genitale überhaupt als Objekt aufgegeben haben, an seiner Statt einen anderen Körperteil zum begehrten Objekt erheben, die weibliche Brust, den Fuß, den Haarzopf. In weiterer Folge die, denen auch ein Körperteil nichts bedeutet, aber ein Kleidungsstück alle Wünsche erfüllt, ein Schuh, ein Stück weißer Wäsche, die Fetischisten. Weiter im Zuge die Personen, die zwar das ganze Objekt verlangen, aber ganz bestimmte, seltsame oder gräßliche, Anforderungen an dasselbe stellen, auch die, daß es zur wehrlosen Leiche geworden sein muß, und die es in verbrecherischem Zwang dazu machen, um es genießen zu können. Genug der Greuel von dieser Seite!

Die andere Schar wird von den Perversen angeführt, die sich zum Ziele der sexuellen Wünsche gesetzt haben, was normalerweise nur einleitende und vorbereitende Handlung ist. Also die das Beschauen und Betasten der anderen Person oder das Zuschauen bei intimen Verrichtungen derselben anstreben, oder die ihre eigenen zu verbergenden Körperteile entblößen in einer dunklen Erwartung, durch eine gleiche Gegenleistung belohnt zu werden. Dann folgen die rätselhaften Sadisten, deren zärtliches Streben kein anderes Ziel kennt, als ihrem Objekt Schmerzen

¹ [Flauberts *La tentation de Saint Antoine*, V. Teil der letzten Fassung (1874).]

und Qualen zu bereiten, von Andeutungen der Demütigung bis zu schweren körperlichen Schädigungen, und wie zur Ausgleichung ihre Gegenstücke, die Masochisten, deren einzige Lust es ist, von ihrem geliebten Objekt alle Demütigungen und Qualen in symbolischer wie in realer Form zu erleiden. Andere noch, bei denen mehrere solcher abnormer Bedingungen sich vereinigen und sich verschränken, und endlich müssen wir noch erfahren, daß jede dieser Gruppen zweifach vorhanden ist, daß es neben den einen, die ihre Sexualbefriedigung in der Realität suchen, noch andere gibt, die sich damit begnügen, sich solche Befriedigung bloß vorzustellen, die überhaupt kein wirkliches Objekt brauchen, sondern es sich durch die Phantasie ersetzen können.

Dabei kann es nicht den leisesten Zweifel leiden, daß in diesen Tollheiten, Sonderbarkeiten und Gräßlichkeiten wirklich die Sexualbetätigung dieser Menschen gegeben ist. Nicht nur, daß sie es selbst so auffassen und das Ersatzverhältnis verspüren, wir müssen uns auch sagen, es spielt die nämliche Rolle in ihrem Leben wie die normale Sexualbefriedigung in unserem, sie bringen dafür die nämlichen, oft übergroßen Opfer, und es läßt sich im Groben wie im feineren Detail verfolgen, wo sich diese Abnormitäten an das Normale anlehnen und wo sie davon abgehen. Auch daß Sie den Charakter des Unanständigen, welcher der Sexualbetätigung anhaftet, hier wiederfinden, kann Ihnen nicht entgehen; er ist aber zumeist zum Schändlichen gesteigert.

Nun, meine Damen und Herren, wie stellen wir uns zu diesen ungewöhnlichen Arten der Sexualbefriedigung? Mit der Entrüstung, der Äußerung unseres persönlichen Widerwillens und der Versicherung, daß wir diese Gelüste nicht teilen, ist offenbar nichts getan. Danach werden wir ja nicht gefragt. Am Ende ist es ein Erscheinungsgebiet wie ein anderes. Eine ablehnende Ausflucht wie, es seien ja nur Raritäten und Kuriositäten, wäre selbst leicht abzuweisen. Es handelt sich im Gegenteil um recht häufige, weit verbreitete Phänomene. Wollte man uns aber sagen, wir brauchten unsere Ansichten über das Sexualleben durch sie nicht beirren zu lassen, weil sie samt und sonders Verirrungen und Entgleisungen des Sexualtriebes darstellen, so wäre eine ernste Antwort am Platze. Wenn wir diese krankhaften Gestaltungen der Sexualität nicht verstehen und sie nicht mit dem normalen Sexualleben zusammenbringen können, so verstehen wir eben auch die normale Sexualität nicht. Kurz, es bleibt eine unabweisbare Aufgabe, von der Möglichkeit der genannten Perversionen und von ihrem Zusammenhang mit der

sogenannt normalen Sexualität volle theoretische Rechenschaft zu geben.

Dazu werden uns eine Einsicht und zwei neue Erfahrungen verhelfen. Die erstere verdanken wir Iwan Bloch [1902–3]; sie berichtigt die Auffassung all dieser Perversionen als »Degenerationszeichen« durch den Nachweis, daß solche Abirrungen vom Sexualziel, solche Lockerungen des Verhältnisses zum Sexualobjekt von jeher, zu allen uns bekannten Zeiten, bei allen, den primitivsten wie den höchstzivilisierten Völkern vorgekommen sind und sich gelegentlich Duldung und allgemeine Geltung errungen haben. Die beiden Erfahrungen sind bei der psychoanalytischen Untersuchung der Neurotiker gemacht worden; sie müssen unsere Auffassung der sexuellen Perversionen in entscheidender Weise beeinflussen.

Wir haben gesagt [S. 296], daß die neurotischen Symptome sexuelle Ersatzbefriedigungen sind, und ich habe Ihnen angedeutet, daß die Bestätigung dieses Satzes durch die Analyse der Symptome auf manche Schwierigkeiten stoßen wird. Er ist nämlich erst dann berechtigt, wenn wir unter »sexueller Befriedigung« die der sogenannten perversen sexuellen Bedürfnisse mit einschließen, denn eine solche Deutung der Symptome drängt sich uns mit überraschender Häufigkeit auf. Der Ausnahmsanspruch der Homosexuellen oder Invertierten sinkt sofort zusammen, wenn wir erfahren, daß der Nachweis homosexueller Regungen bei keinem einzigen Neurotiker mißlingt und daß eine gute Anzahl von Symptomen dieser latenten Inversion Ausdruck gibt. Die sich selbst Homosexuelle nennen, sind eben nur die bewußt und manifest Invertierten, deren Anzahl neben jener der latent Homosexuellen verschwindet. Wir sind aber genötigt, die Objektwahl aus dem eigenen Geschlecht geradezu als eine regelmäßige Abzweigung des Liebeslebens zu betrachten, und lernen immer mehr, ihr eine besonders hohe Bedeutung zuzuerkennen. Gewiß sind die Unterschiede zwischen der manifesten Homosexualität und dem normalen Verhalten dadurch nicht aufgehoben; ihre praktische Bedeutung bleibt bestehen, aber ihr theoretischer Wert wird ungemein verringert. Von einer bestimmten Affektion, die wir nicht mehr zu den Übertragungsneurosen rechnen können, der Paranoia, nehmen wir sogar an, daß sie gesetzmäßig aus dem Versuch der Abwehr überstarker homosexueller Regungen hervorgeht¹. Vielleicht erinnern Sie sich noch, daß die eine unserer Patien-

¹ [Die Paranoia wird außerdem in der 26. Vorlesung, S. 408 ff., erörtert.]

tinnen (S. 262 f.) in ihrer Zwangshandlung einen Mann, ihren eigenen verlassenen Ehemann, agierte; eine solche Produktion von Symptomen in der Person eines Mannes ist bei neurotischen Frauen sehr gewöhnlich. Wenn es auch nicht selbst der Homosexualität zuzurechnen ist, so hat es doch mit den Voraussetzungen derselben viel zu tun.

Wie Sie wahrscheinlich wissen, kann die hysterische Neurose ihre Symptome an allen Organsystemen machen und dadurch alle Funktionen stören. Die Analyse zeigt, daß dabei alle pervers genannten Regungen zur Äußerung kommen, welche das Genitale durch andere Organe ersetzen wollen. Diese Organe benehmen sich dabei wie Ersatzgenitalien; wir sind gerade durch die Symptomatik der Hysterie zur Auffassung gelangt, daß den Körperorganen außer ihrer funktionellen Rolle eine sexuelle – erogene – Bedeutung zuzuerkennen ist und daß sie in der Erfüllung dieser ersteren Aufgabe gestört werden, wenn die letztere sie allzusehr in Anspruch nimmt¹. Ungezählte Sensationen und Innervationen, welche uns als Symptome der Hysterie entgegentreten, an Organen, die anscheinend nichts mit der Sexualität zu tun haben, enthüllen uns so ihre Natur als Erfüllungen perverser Sexualregungen, bei denen andere Organe die Bedeutung der Geschlechtsteile an sich gerissen haben. Dann ersehen wir auch, in wie ausgiebiger Weise gerade die Organe der Nahrungsaufnahme und der Exkretion zu Trägern der Sexualerregung werden können. Es ist also dasselbe, was uns die Perversionen gezeigt haben, nur war es bei diesen ohne Mühe und unverkennbar zu sehen, während wir bei der Hysterie erst den Umweg über die Symptomdeutung machen müssen und dann die betreffenden perversen Sexualregungen nicht dem Bewußtsein der Individuen zuschreiben, sondern sie in das Unbewußte derselben versetzen.

Von den vielen Symptombildern, unter denen die Zwangsneurose auftritt, erweisen sich die wichtigsten als hervorgerufen durch den Drang überstarker sadistischer, also in ihrem Ziel perverser, Sexualregungen, und zwar dienen die Symptome, wie es der Struktur einer Zwangsneurose entspricht, vorwiegend der Abwehr dieser Wünsche oder drücken den Kampf zwischen Befriedigung und Abwehr aus. Aber auch die Befriedigung selbst kommt dabei nicht zu kurz; sie weiß sich auf Umwegen im Benehmen der Kranken durchzusetzen und wendet sich mit Vorliebe gegen deren eigene Person, macht sie zu Selbstquälern. Andere Formen der Neurose, die grüblerischen, entsprechen einer über-

¹ [Dies wird in Freuds Arbeit über die psychogene Sehstörung (1910i) ausführlicher dargelegt. S. Studienausgabe, Bd. 6, S. 210 ff.]

mäßigen Sexualisierung von Akten, die sich sonst als Vorbereitungen in den Weg zur normalen Sexualbefriedigung einfügen, vom Sehen-, Berührenwollen und Forschen. Die große Bedeutung der Berührungsanxiety und des Waschzwanges findet hier ihre Aufklärung. Von den Zwangshandlungen geht ein ungeahnt großer Anteil als verkappte Wiederholung und Modifikation auf die Masturbation zurück, welche bekanntlich als einzige, gleichförmige Handlung die verschiedenartigsten Formen des sexuellen Phantasierens begleitet¹.

Es würde mich nicht viel Mühe kosten, Ihnen die Beziehungen zwischen Perversion und Neurose noch weit inniger darzustellen, aber ich glaube, das Bisherige wird für unsere Absicht genügen. Wir müssen uns aber dagegen verwahren, daß wir nach diesen Aufklärungen über die Symptombedeutung Häufigkeit und Intensität der perversen Neigungen der Menschen überschätzen. Sie haben gehört [S. 297], daß man an der Versagung der normalen Sexualbefriedigung neurotisch erkranken kann. Bei dieser realen Versagung wirft sich aber das Bedürfnis auf die abnormen Wege der Sexualerregung. Sie werden später einsehen können, wie das zugeht [S. 338 ff.]. Jedenfalls verstehen Sie, daß durch eine solche »kollaterale« Rückstauung die perversen Regungen stärker erscheinen müssen, als sie ausgefallen wären, wenn sich der normalen Sexualbefriedigung kein reales Hindernis entgegengestellt hätte. Ein ähnlicher Einfluß ist übrigens auch für die manifesten Perversionen anzuerkennen. Sie werden in manchen Fällen dadurch provoziert oder aktiviert, daß einer normalen Befriedigung des Sexualtriebes allzu große Schwierigkeiten gemacht werden, infolge vorübergehender Umstände oder dauernder sozialer Einrichtungen². In anderen Fällen sind die Perversionsneigungen freilich von solchen Begünstigungen ganz unabhängig; sie sind sozusagen für dieses Individuum die normale Art des Sexuallebens.

Vielleicht haben Sie im Augenblicke den Eindruck, als hätten wir das Verhältnis zwischen normaler und perverser Sexualität eher verwirrt als geklärt. Halten Sie sich aber an folgende Überlegung: Wenn es richtig ist, daß die reale Erschwerung oder die Entbehrung einer normalen Sexualbefriedigung bei Personen perverse Neigungen zum Vorschein bringen, die sonst keine solchen gezeigt hatten, so muß bei diesen

¹ [Der Mechanismus der Entwicklung von Zwangshandlungen ist detailliert in der Arbeit über »Zwangshandlungen und Religionsübungen« (1907 b) beschrieben.]

² [Letzterer Punkt wird ausführlich in »Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität« (1908 d) diskutiert, *Studienausgabe*, Bd. 9, zumal S. 29 f.]

Personen etwas anzunehmen sein, was den Perversionen entgegenkommt; oder wenn Sie so wollen, sie müssen in latenter Form bei ihnen vorhanden sein. Auf diesem Wege kommen wir aber auf die zweite Neuheit, die ich Ihnen angekündigt habe [S. 304]¹. Die psychoanalytische Forschung ist nämlich genötigt worden, sich auch um das Sexualleben des Kindes zu kümmern, und zwar dadurch, daß die Erinnerungen und Einfälle bei der Analyse der Symptome [von Erwachsenen] regelmäßig bis in frühe Jahre der Kindheit zurückführten. Was wir dabei erschlossen haben, ist dann Punkt für Punkt durch unmittelbare Beobachtungen an Kindern bestätigt worden². Und da hat sich dann ergeben, daß alle Perversionsneigungen in der Kindheit wurzeln, daß die Kinder zu ihnen alle Anlage haben und sie in dem ihrer Unreife entsprechenden Ausmaß betätigen, kurz, daß die perverse Sexualität nichts anderes ist als die vergrößerte, in ihre Einzelregungen zerlegte infantile Sexualität.

Jetzt werden Sie die Perversionen allerdings in einem anderen Lichte sehen und deren Zusammenhang mit dem menschlichen Sexualleben nicht mehr verkennen, aber auf Kosten welcher Überraschungen und für Ihr Gefühl peinlichen Inkongruenzen! Sie werden gewiß geneigt sein, zuerst alles zu bestreiten, die Tatsache, daß die Kinder etwas haben, was man als Sexualleben bezeichnen darf, die Richtigkeit unserer Beobachtungen und die Berechtigung, an dem Benehmen der Kinder eine Verwandtschaft mit dem, was späterhin als Perversion verurteilt wird, zu finden. Gestatten Sie also, daß ich Ihnen zuerst die Motive Ihres Sträubens aufkläre und dann die Summe unserer Beobachtungen vorlege. Daß die Kinder kein Sexualleben – sexuelle Erregungen, Bedürfnisse und eine Art der Befriedigung – haben, sondern es plötzlich zwischen 12 und 14 Jahren bekommen sollten, wäre – von allen Beobachtungen abgesehen – biologisch ebenso unwahrscheinlich, ja unsinnig, wie daß sie keine Genitalien mit auf die Welt brächten und die ihnen erst um die Zeit der Pubertät wüchsen. Was um diese Zeit bei ihnen erwacht, ist die Fortpflanzungsfunktion, die sich eines bereits vorhandenen körperlichen und seelischen Materials für ihre Zwecke bedient. Sie begehen den Irrtum, Sexualität und Fortpflanzung miteinander

¹ [Die erste war die bedeutende Rolle, welche die perverse Sexualität bei den Neurosen spielt. Was nun folgt, ist kurz schon einmal in der 13. Vorlesung gestreift worden, S. 212 ff.]

² [Die früheste dieser direkten Beobachtungen gelang im Fall des »kleinen Hans« (1909 b).]

ander zu verwechseln, und versperren sich durch ihn den Weg zum Verständnis der Sexualität, der Perversionen und der Neurosen. Dieser Irrtum ist aber tendenziös. Er hat seine Quelle merkwürdigerweise darin, daß Sie selbst Kinder gewesen und als Kinder dem Einfluß der Erziehung unterlegen sind. Die Gesellschaft muß es nämlich unter ihre wichtigsten Erziehungsaufgaben aufnehmen, den Sexualtrieb, wenn er als Fortpflanzungsdrang hervorbricht, zu bändigen, einzuschränken, einem individuellen Willen zu unterwerfen, der mit dem sozialen Geheiß identisch ist. Sie hat auch Interesse daran, seine volle Entwicklung aufzuschieben, bis das Kind eine gewisse Stufe der intellektuellen Reife erreicht hat, denn mit dem vollen Durchbruch des Sexualtriebes findet auch die Erziehbarkeit praktisch ein Ende. Der Trieb würde sonst über alle Dämme brechen und das mühsam errichtete Werk der Kultur hinwegschwemmen. Die Aufgabe, ihn zu bändigen, ist auch nie eine leichte, sie gelingt bald zu wenig, bald allzu gut. Das Motiv der menschlichen Gesellschaft ist im letzten Grunde ein ökonomisches; da sie nicht genug Lebensmittel hat, um ihre Mitglieder ohne deren Arbeit zu erhalten, muß sie die Anzahl ihrer Mitglieder beschränken und ihre Energien von der Sexualbetätigung weg auf die Arbeit lenken. Also die ewige, urzeitliche, bis auf die Gegenwart fortgesetzte Lebensnot¹.

Die Erfahrung muß wohl den Erziehern gezeigt haben, daß die Aufgabe, den Sexualwillen der neuen Generation lenksam zu machen, nur dann lösbar ist, wenn man mit den Beeinflussungen sehr frühzeitig beginnt, nicht erst den Sturm der Pubertät abwartet, sondern bereits in das Sexualleben der Kinder eingreift, welches ihn vorbereitet. In dieser Absicht werden fast alle infantilen Sexualbetätigungen dem Kinde verboten und verleidet; man setzt sich das ideale Ziel, das Leben des Kindes asexuell zu gestalten, und hat es im Laufe der Zeit endlich dahin gebracht, daß man es wirklich für asexuell hält, was dann die Wissenschaft als ihre Lehre verkündet. Um sich mit seinem Glauben und seinen Absichten nicht in Widerspruch zu setzen, übersieht man dann die Sexualbetätigung des Kindes, was keine geringe Leistung ist, oder begnügt sich in der Wissenschaft damit, sie anders aufzufassen. Das Kind gilt als rein, als unschuldig, und wer es anders beschreibt, darf als ruchloser Frevler an zarten und heiligen Gefühlen der Menschheit verklagt werden.

Die Kinder sind die einzigen, die an diesen Konventionen nicht mit-

¹ [S. die 1. Vorlesung, S. 48.]

tun, in aller Naivität ihre animalischen Rechte geltend machen und immer wieder beweisen, daß sie den Weg zur Reinheit erst zurückzulegen haben. Merkwürdig genug, daß die Leugner der kindlichen Sexualität darum in der Erziehung nicht nachlassen, sondern gerade die Äußerungen des Verleugneten unter dem Titel der »kindlichen Unarten« aufs strengste verfolgen. Von hohem theoretischen Interesse ist es auch, daß die Lebenszeit, welche dem Vorurteil einer asexuellen Kindheit am grellsten widerspricht, die Kinderjahre bis fünf oder sechs, dann bei den meisten Personen von dem Schleier einer Amnesie verhüllt wird, den erst eine analytische Erforschung gründlich zerreißt, der aber schon vorher für einzelne Traumbildungen durchlässig gewesen ist. [Vgl. S. 205 f.]

Nun will ich Ihnen vorführen, was sich vom Sexualleben des Kindes am deutlichsten erkennen läßt. Lassen Sie mich zweckmäßigkeitshalber auch den Begriff der *Libido* einführen. Libido soll, durchaus dem *Hunger* analog, die Kraft benennen, mit welcher der Trieb, hier der Sexualtrieb wie beim Hunger der Ernährungstrieb, sich äußert. Andere Begriffe, wie Sexualerregung und Befriedigung, bedürfen keiner Erläuterung. Daß bei den Sexualbetätigungen des Säuglings die Deutung am meisten zu tun hat, werden Sie selbst leicht einsehen oder wahrscheinlich als Einwand benützen. Diese Deutungen ergeben sich auf Grund der analytischen Untersuchungen durch Rückverfolgung vom Symptom her. Die ersten Regungen der Sexualität zeigen sich beim Säugling in Anlehnung an andere lebenswichtige Funktionen. Sein Hauptinteresse ist, wie Sie wissen, auf die Nahrungsaufnahme gerichtet; wenn er an der Brust gesättigt einschläft, zeigt er den Ausdruck einer seligen Befriedigung, der sich später nach dem Erleben des sexuellen Orgasmus wiederholen wird. Das wäre zu wenig, um einen Schluß darauf zu gründen. Aber wir beobachten, daß der Säugling die Aktion der Nahrungsaufnahme wiederholen will, ohne neue Nahrung zu beanspruchen; er steht also dabei nicht unter dem Antriebe des Hungers. Wir sagen, er lutscht oder ludelt, und daß er bei diesem Tun wiederum mit seligem Ausdruck einschläft, zeigt uns, daß die Aktion des *Lutschens* ihm an und für sich Befriedigung gebracht hat. Bekanntlich richtet er sich's bald so ein, daß er nicht einschläft, ohne gelutscht zu haben. Die sexuelle Natur dieser Betätigung hat ein alter Kinderarzt in Budapest, Dr. Lindner [1879], zuerst behauptet. Die Pflegepersonen des Kindes, die keine theoretische Stellungnahme beabsichtigen, scheinen das

Lutschen ähnlich zu beurteilen. Sie zweifeln nicht daran, daß es nur einem Lustgewinn dient, stellen es zu den Unarten des Kindes und zwingen das Kind durch peinliche Eindrücke zum Verzicht darauf, wenn es die Unart nicht selbst aufgeben will. Wir erfahren also, daß der Säugling Handlungen ausführt, die keine andere Absicht als die des Lustgewinnes haben. Wir glauben, daß er diese Lust zuerst bei der Nahrungsaufnahme erlebt, aber bald gelernt hat, sie von dieser Bedingung abzutrennen. Wir können den Lustgewinn nur auf die Erregung der Mund- und Lippenzone beziehen, heißen diese Körperteile *erogene Zonen* und bezeichnen die durch Lutschen erzielte Lust als eine *sexuelle*. Über die Berechtigung dieser Benennung werden wir gewiß noch diskutieren müssen.

Wenn der Säugling sich äußern könnte, würde er gewiß den Akt des Saugens an der Mutterbrust als das weitaus Wichtigste im Leben anerkennen. Er hat für sich nicht so unrecht, denn er befriedigt durch diesen Akt in einem beide großen Lebensbedürfnisse. Wir erfahren dann aus der Psychoanalyse nicht ohne Überraschung, wieviel von der psychischen Bedeutung des Aktes fürs ganze Leben erhalten bleibt. Das Saugen an der Mutterbrust wird der Ausgangspunkt des ganzen Sexuallebens, das unerreichte Vorbild jeder späteren Sexualbefriedigung, zu dem die Phantasie in Zeiten der Not oft genug zurückkehrt. Es schließt die Mutterbrust als erstes Objekt des Sexualtriebes ein; ich kann Ihnen keine Vorstellung davon vermitteln, wie bedeutsam dies erste Objekt für jede spätere Objektfindung ist, welch tiefgreifende Wirkungen es in seinen Wandlungen und Ersetzungen noch auf die entlegensten Gebiete unseres Seelenlebens äußert. Aber zunächst wird es vom Säugling in der Tätigkeit des Lutschens aufgegeben und durch einen Teil des eigenen Körpers ersetzt. Das Kind lutscht am Daumen, an der eigenen Zunge. Es macht sich dadurch für den Lustgewinn von der Zustimmung der Außenwelt unabhängig und zieht überdies die Erregung einer zweiten Körperzone zur Verstärkung heran. Die erogenen Zonen sind nicht gleich ausgiebig; es wird darum ein wichtiges Erlebnis, wenn der Säugling, wie Lindner berichtet, bei dem Herumsuchen am eigenen Körper die besonders erregbaren Stellen seiner Genitalien entdeckt und so den Weg vom Lutschen zur Onanie gefunden hat.

Durch die Würdigung des Lutschens sind wir bereits mit zwei entscheidenden Charakteren der infantilen Sexualität bekannt geworden. Sie erscheint in Anlehnung an die Befriedigung der großen organischen Bedürfnisse und sie benimmt sich *autoerotisch*, das heißt, sie sucht und

findet ihre Objekte am eigenen Körper. Was sich am deutlichsten bei der Nahrungsaufnahme gezeigt hat, wiederholt sich zum Teil bei den Ausscheidungen. Wir schließen, daß der Säugling Lustempfinden bei der Entleerung von Harn und von Darminhalt hat und daß er sich bald bemüht, diese Aktionen so einzurichten, daß sie ihm durch entsprechende Erregungen der erogenen Schleimhautzonen einen möglichst großen Lustgewinn bringen. An diesem Punkte tritt ihm, wie die feinsinnige Lou Andreas [-Salomé, 1916,] ausgeführt hat, zuerst die Außenwelt als hemmende, seinem Luststreben feindliche Macht entgegen und läßt ihn spätere äußere wie innere Kämpfe ahnen. Er soll seine Exkrete nicht in dem ihm beliebigen Moment von sich geben, sondern wann andere Personen es bestimmen. Um ihn zum Verzicht auf diese Lustquellen zu bewegen, wird ihm alles, was diese Funktionen betrifft, als unanständig, zur Geheimhaltung bestimmt, erklärt. Er soll hier zuerst soziale Würde für Lust eintauschen. Sein Verhältnis zu den Exkreten selbst ist von Anfang an ein ganz anderes. Er empfindet keinen Ekel vor seinem Kot, schätzt ihn als einen Teil seines Körpers, von dem er sich nicht leicht trennt, und verwendet ihn als erstes »Geschenk«, um Personen auszuzeichnen, die er besonders schätzt. Noch nachdem der Erziehung die Absicht gelungen ist, ihn diesen Neigungen zu entfremden, setzt er die Wertschätzung des Kotes auf das »Geschenk« und auf das »Geld« fort. Seine Leistungen im Urinieren scheint er dagegen mit besonderem Stolz zu betrachten¹.

Ich weiß, daß Sie mich schon längst unterbrechen wollten, um mir zuzurufen: Genug der Ungeheuerlichkeiten! Die Stuhlentleerung soll eine Quelle der sexuellen Lustbefriedigung sein, die schon der Säugling ausbeutet! Der Kot eine wertvolle Substanz, der After eine Art von Genitale! Das glauben wir nicht, aber wir verstehen, warum Kinderärzte und Pädagogen die Psychoanalyse und ihre Resultate weit von sich weg gewiesen haben. Nein, meine Herren! Sie haben bloß vergessen, daß ich Ihnen die Tatsachen des infantilen Sexuallebens im Zusammenhang mit den Tatsachen der sexuellen Perversionen vorführen wollte. Warum sollen Sie nicht wissen, daß der After bei einer großen Anzahl von Erwachsenen, Homosexuellen wie Heterosexuellen, wirklich im Geschlechtsverkehr die Rolle der Scheide übernimmt? Und daß es viele Individuen gibt, welche die Wollustempfindung bei der Stuhlentleerung durch ihr ganzes Leben behalten und sie als gar nicht so gering be-

¹ [Die Beziehung zwischen Kot und Geld ist von Freud in seinen zwei Arbeiten über Analerotik, (1908 b) und (1917 c), erörtert worden.]

schreiben? Was das Interesse am Akt der Defäkation und das Vergnügen beim Zuschauen der Defäkation eines anderen betrifft, so können Sie es von den Kindern selbst bestätigt hören, wenn sie einige Jahre älter geworden sind und Mitteilung davon machen können. Natürlich dürfen Sie diese Kinder nicht vorher systematisch eingeschüchtert haben, sonst verstehen sie wohl, daß sie darüber zu schweigen haben. Und für die anderen Dinge, die Sie nicht glauben wollen, verweise ich Sie auf die Ergebnisse der Analyse und der direkten Kinderbeobachtung und sage Ihnen, es ist geradezu eine Kunst, dies alles nicht oder es anders zu sehen. Ich habe auch gar nichts dagegen, wenn Ihnen die Verwandtschaft der kindlichen Sexualität mit den sexuellen Perversionen recht auffällig wird. Es ist eigentlich selbstverständlich; wenn das Kind überhaupt ein Sexualleben hat, so muß es von perverser Art sein, denn dem Kinde fehlt noch bis auf wenige dunkle Andeutungen, was die Sexualität zur Fortpflanzungsfunktion macht. Andererseits ist es der gemeinsame Charakter aller Perversionen, daß sie das Fortpflanzungsziel aufgegeben haben. In dem Falle heißen wir eine Sexualbetätigung eben pervers, wenn sie auf das Fortpflanzungsziel verzichtet hat und die Lustgewinnung als davon unabhängiges Ziel verfolgt. Sie verstehen also, der Bruch und Wendepunkt in der Entwicklung des Sexuallebens liegt in der Unterordnung desselben unter die Absichten der Fortpflanzung. Alles was vor dieser Wendung vorfällt, ebenso alles, was sich ihr entzogen hat, was allein dem Lustgewinn dient, wird mit dem nicht ehrenvollen Namen des »Perversen« belegt und als solches geächtet. Lassen Sie mich darum in meiner knappen Schilderung der infantilen Sexualität fortfahren. Was ich von zwei Organsystemen [dem der Nahrungsaufnahme und dem der Ausscheidung] berichtet habe, könnte ich durch die Berücksichtigung der anderen vervollständigen. Das Sexualleben des Kindes erschöpft sich eben in der Betätigung einer Reihe von Partialtrieben, die unabhängig voneinander teils am eigenen Körper teils schon am äußeren Objekt Lust zu gewinnen suchen. Unter diesen Organen treten die Genitalien sehr bald hervor; es gibt Menschen, bei denen sich die Lustgewinnung am eigenen Genitale, ohne Beihilfe eines anderen Genitales oder Objekts, ohne Unterbrechung von der Säuglingsonanie bis zur Notonananie der Pubertätsjahre fortsetzt und dann unbestimmt lange darüber hinaus anhält. Mit dem Thema der Onanie würden wir übrigens nicht so bald fertig werden; es ist ein Stoff für vielseitige Betrachtung.

Trotz meiner Neigung, das Thema noch weiter zu verkürzen, muß ich

Ihnen doch noch einiges über die *Sexualforschung* der Kinder sagen. Sie ist zu charakteristisch für die kindliche Sexualität und zu bedeutsam für die Symptomatik der Neurosen¹. Die infantile Sexualforschung beginnt sehr früh, manchmal vor dem dritten Lebensjahr. Sie knüpft nicht an den Geschlechtsunterschied an², der dem Kinde nichts besagt, da es – wenigstens die Knaben – beiden Geschlechtern das nämliche männliche Genitale zuschreibt. Macht der Knabe dann an einer kleinen Schwester oder Gespielin die Entdeckung der Vagina, so versucht er zuerst das Zeugnis seiner Sinne zu verleugnen, denn er kann sich ein ihm ähnliches menschliches Wesen ohne den ihm so wertvollen Teil nicht vorstellen. Später erschrickt er über die ihm eröffnete Möglichkeit, und erwaige frühere Drohungen wegen zu intensiver Beschäftigung mit seinem kleinen Glied gelangen nachträglich zur Wirkung. Er gelangt unter die Herrschaft des Kastrationskomplexes³, dessen Gestaltung an seiner Charakterbildung, wenn er gesund bleibt, an seiner Neurose, wenn er erkrankt, und an seinen Widerständen, wenn er in analytische Behandlung gerät, großen Anteil hat. Von dem kleinen Mädchen wissen wir, daß es sich wegen des Mangels eines großen sichtbaren Penis für schwer benachteiligt hält, dem Knaben diesen Besitz neidet und wesentlich aus diesem Motiv den Wunsch entwickelt, ein Mann zu sein, welcher Wunsch späterhin in der Neurose, die wegen Mißgeschicks in ihrer weiblichen Rolle auftritt, wieder aufgenommen wird. Die Clitoris des Mädchens spielt übrigens im Kindesalter durchaus die Rolle des Penis, sie ist der Träger einer besonderen Erregbarkeit, die Stelle, an welcher die autoerotische Befriedigung erzielt wird. Es kommt für die Weibwerdung des kleinen Mädchens viel darauf an, daß die Clitoris diese Empfindlichkeit rechtzeitig und vollständig an den Scheideneingang abgebe. In den Fällen von sogenannter sexueller Anästhesie der Frauen hat die Clitoris die Empfindlichkeit hartnäckig festgehalten.

¹ [S. die Arbeit »Über infantile Sexualtheorien« (1908 c).]

² [Diese und die damit zusammenhängende Annahme Anfang des nächsten Absatzes hat Freud später korrigiert, und zwar in einer Fußnote zu »Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds« (1925 j), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 261, Anm. 1. Dort erklärt er, daß, jedenfalls beim Mädchen, zuerst das Problem des anatomischen Geschlechtsunterschiedes auftaucht und dann erst die Frage, woher die Kinder kämen.]

³ [Dieser wurde bereits erwähnt (S. 212 oben); vgl. auch die Bemerkungen auf S. 359 ff. unten. Die ersten ausführlichen Überlegungen zum Kastrationskomplex sind in Freuds Falldarstellung des »kleinen Hans« (1909 b) enthalten. Die Beziehung zum Ödipuskomplex ist am ausführlichsten in den beiden späteren Arbeiten »Der Untergang des Ödipuskomplexes« (1924 d) und »Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds« (1925 j) dargestellt.]

Das sexuelle Interesse des Kindes wendet sich vielmehr zuerst dem Problem zu, woher die Kinder kommen, demselben, welches der Fragestellung der thebaischen Sphinx zugrunde liegt, und wird meist durch egoistische Befürchtung bei der Ankunft eines neuen Kindes geweckt. Die Antwort, welche die Kinderstube bereithält, daß der Storch die Kinder bringe [S. 169], stößt viel häufiger, als wir wissen, schon bei kleinen Kindern auf Unglauben. Die Empfindung, von den Erwachsenen um die Wahrheit betrogen zu werden, trägt viel zur Vereinsamung des Kindes und zur Entwicklung seiner Selbständigkeit bei. Aber das Kind ist nicht imstande, dies Problem aus eigenen Mitteln zu lösen. Seiner Erkenntnisfähigkeit sind durch seine unentwickelte Sexualkonstitution bestimmte Schranken gesetzt. Es nimmt zuerst an, daß die Kinder davon kommen, daß man etwas Besonderes in der Nahrung zu sich nimmt, und weiß auch nichts davon, daß nur Frauen Kinder bekommen können. Später erfährt man von dieser Einschränkung und gibt die Ableitung des Kindes vom Essen auf, sie bleibt für das Märchen erhalten. Das größer gewordene Kind merkt bald, daß der Vater irgendeine Rolle beim Kinderbekommen spielen müsse, kann aber nicht erraten, welche. Wenn es zufällig Zeuge eines geschlechtlichen Aktes wird, so sieht es in ihm einen Versuch der Überwältigung, eine Rauferei, das sadistische Mißverständnis des Koitus. Es bringt diesen Akt aber zunächst nicht mit dem Werden des Kindes in Zusammenhang. Auch wenn es Blutspuren in Bett und Wäsche der Mutter entdeckt, nimmt es sie als Beweis einer durch den Vater zugefügten Verletzung. In noch späteren Kinderjahren ahnt es wohl, daß das Geschlechtsglied des Mannes einen wesentlichen Anteil an der Entstehung der Kinder hat, kann diesem Körperteil aber keine andere Leistung zutrauen als die der Harnentleerung.

Von Anfang an sind die Kinder darin einig, daß die Geburt des Kindes durch den Darm erfolgen müsse, das Kind also zum Vorschein komme wie ein Kotballen. Erst nach der Entwertung aller analen Interessen wird diese Theorie verlassen und durch die Annahme ersetzt, daß der Nabel sich öffne oder daß die Region der Brust zwischen beiden Mammæ die Geburtsstätte sei. In solcher Weise nähert sich das forschende Kind der Kenntnis der sexuellen Tatsachen oder geht durch seine Unwissenheit beirrt an ihnen vorbei, bis es, meist in den Jahren der Vorpubertät, eine gewöhnlich herabsetzende und unvollständige Aufklärung erfährt, die nicht selten traumatische Wirkungen äußert.

Sie werden gewiß gehört haben, meine Herren, daß der Begriff des Sexuellen in der Psychoanalyse eine ungebührliche Erweiterung erleidet, in der Absicht, die Sätze von der sexuellen Verursachung der Neurosen und von der sexuellen Bedeutung der Symptome aufrechtzuerhalten. Sie können nun selbst darüber urteilen, ob diese Erweiterung eine unberechtigte ist. Wir haben den Begriff der Sexualität nur soweit ausgedehnt, daß er auch das Sexualleben der Perversen und das der Kinder umfassen kann. Das heißt, wir haben ihm seinen richtigen Umfang wiedergegeben. Was man außerhalb der Psychoanalyse Sexualität heißt, bezieht sich nur auf ein eingeschränktes, im Dienste der Fortpflanzung stehendes und normal genanntes Sexualleben.

wohl das Studium der Psychoneurosen drängt, aber gerade der Traum keinen Anhalt bietet.

Nur noch eine Bemerkung über die Tagesreste. Es ist kein Zweifel, daß sie die eigentlichen Störer des Schlafes sind, und nicht der Traum, der sich vielmehr bemüht, den Schlaf zu hüten. Hierauf werden wir noch später zurückkommen.

Wir haben bisher den Traumwunsch verfolgt, ihn aus dem Gebiet des *Ubw* abgeleitet und sein Verhältnis zu den Tagesresten zergliedert, die ihrerseits Wünsche sein können oder psychische Regungen irgendwelcher anderen Art oder einfach rezente Eindrücke. Wir haben so Raum geschaffen für die Ansprüche, die man zugunsten der traumbildenden Bedeutung der wachen Denkarbeit in all ihrer Mannigfaltigkeit erheben kann. Es wäre nicht einmal unmöglich, daß wir auf Grund unserer Gedankenreihe selbst jene extremen Fälle aufklären, in denen der Traum als Fortsetzer der Tagesarbeit eine ungelöste Aufgabe des Wachens zum glücklichen Ende bringt. Es mangelt uns nur an einem Beispiel solcher Art, um durch dessen Analyse die infantile oder verdrängte Wunschquelle aufzudecken, deren Heranziehung die Bemühung der vorbewußten Tätigkeit so erfolgreich verstärkt hat. Wir sind aber um keinen Schritt der Lösung des Rätsels näher gekommen, warum das Unbewußte im Schlafe nichts anderes bieten kann als die Triebkraft zu einer Wunscherfüllung? Die Beantwortung dieser Frage muß ein Licht auf die psychische Natur des Wünschens werfen; sie soll an der Hand des Schemas vom psychischen Apparat gegeben werden.

Wir zweifeln nicht daran, daß auch dieser Apparat seine heutige Vollkommenheit erst über den Weg einer langen Entwicklung erreicht hat. Versuchen wir es, ihn in eine frühere Stufe seiner Leistungsfähigkeit zurückzusetzen. Anderswie zu begründende Annahmen sagen uns, daß der Apparat zunächst dem Bestreben folgte, sich möglichst reizlos zu erhalten, und darum in seinem ersten Aufbau das Schema des Reflexapparats annahm, das ihm gestattete, eine von außen an ihn anlangende sensible Erregung alsbald auf motorischem Wege abzuführen. Aber die Not des Lebens stört diese einfache

Funktion; ihr verdankt der Apparat auch den Anstoß zur weiteren Ausbildung. In der Form der großen Körperbedürfnisse tritt die Not des Lebens zuerst an ihn heran. Die durch das innere Bedürfnis gesetzte Erregung wird sich einen Abfluß in die Motilität suchen, die man als „Innere Veränderung“ oder als „Ausdruck der Gemütsbewegung“ bezeichnen kann. Das hungrige Kind wird hilflos schreien oder zappeln. Die Situation bleibt aber unverändert, denn die vom inneren Bedürfnis ausgehende Erregung entspricht nicht einer momentan stoßenden, sondern einer kontinuierlich wirkenden Kraft. Eine Wendung kann erst eintreten, wenn auf irgendeinem Wege, beim Kinde durch fremde Hilfeleistung, die Erfahrung des Befriedigungserlebnisses gemacht wird, das den inneren Reiz aufhebt. Ein wesentlicher Bestandteil dieses Erlebnisses ist das Erscheinen einer gewissen Wahrnehmung (der Nahrung im Beispiel), deren Erinnerungsbild von jetzt an mit der Gedächtnisspur der Bedürfniserregung assoziiert bleibt. Sobald dies Bedürfnis ein nächstesmal auftritt, wird sich, dank der hergestellten Verknüpfung, eine psychische Regung ergeben, welche das Erinnerungsbild jener Wahrnehmung wieder besetzen und die Wahrnehmung selbst wieder hervorrufen, also eigentlich die Situation der ersten Befriedigung wiederherstellen will. Eine solche Regung ist das, was wir einen Wunsch heißen; das Wiedererscheinen der Wahrnehmung ist die Wunscherfüllung, und die volle Besetzung der Wahrnehmung von der Bedürfniserregung her der kürzeste Weg zur Wunscherfüllung. Es hindert uns nichts, einen primitiven Zustand des psychischen Apparats anzunehmen, in dem dieser Weg wirklich so begangen wird, das Wünschen also in ein Halluzinieren ausläuft. Diese erste psychische Tätigkeit zielt also auf eine Wahrnehmungsidentität, nämlich auf die Wiederholung jener Wahrnehmung, welche mit der Befriedigung des Bedürfnisses verknüpft ist.

Eine bittere Lebenserfahrung muß diese primitive Denktätigkeit zu einer zweckmäßigeren, sekundären, modifiziert haben. Die Herstellung der Wahrnehmungsidentität auf dem kurzen regredienten Wege im Innern des Apparats hat an anderer Stelle nicht die Folge, welche mit

der Besetzung derselben Wahrnehmung von außen her verbunden ist. Die Befriedigung tritt nicht ein, das Bedürfnis dauert fort. Um die innere Besetzung der äußeren gleichwertig zu machen, müßte dieselbe fortwährend aufrecht erhalten werden, wie es in den halluzinatorischen Psychosen und in den Hungerphantasien auch wirklich geschieht, die ihre psychische Leistung in der Festhaltung des gewünschten Objekts erschöpfen. Um eine zweckmäßigere Verwendung der psychischen Kraft zu erreichen, wird es notwendig, die volle Regression aufzuhalten, so daß sie nicht über das Erinnerungsbild hinausgeht und von diesem aus andere Wege suchen kann, die schließlich zur Herstellung der gewünschten Identität von der Außenwelt her führen.¹ Diese Hemmung sowie die darauf folgende Ablenkung der Erregung wird zur Aufgabe eines zweiten Systems, welches die willkürliche Motilität beherrscht, d. h. an dessen Leistung sich erst die Verwendung der Motilität zu vorher erinnerten Zwecken anschließt. All die komplizierte Denktätigkeit aber, welche sich vom Erinnerungsbild bis zur Herstellung der Wahrnehmungsidentität durch die Außenwelt fortspinn, stellt doch nur einen durch die Erfahrung notwendig gewordenen Umweg zur Wunscherfüllung dar.² Das Denken ist doch nichts anderes als der Ersatz des halluzinatorischen Wunsches, und wenn der Traum eine Wunscherfüllung ist, so wird das eben selbstverständlich, da nichts anderes als ein Wunsch unseren seelischen Apparat zur Arbeit anzutreiben vermag. Der Traum, der seine Wünsche auf kurzem regredienten Wege erfüllt, hat uns hiemit nur eine Probe der primären, als unzweckmäßig verlassenen Arbeitsweise des psychischen Apparats aufbewahrt. In das Nachtleben scheint verbannt, was einst im Wachen herrschte, als das psychische Leben noch jung und untüchtig war, etwa wie wir in der Kinderstube die abgelegten primitiven Waffen der erwachsenen Menschheit, Pfeil und Bogen, wiederfinden. Das

¹) Mit anderen Worten: es wird die Einsetzung einer „Realitätsprüfung“ als notwendig erkannt.

²) Von der Wunscherfüllung des Traumes rühmt Le Lorrain mit Recht: „*Sans fatigue sérieuse, sans être obligé de recourir à cette lutte opiniâtre et longue qui use et corrode les jouissances poursuivies.*“

Träumen ist ein Stück des überwundenen Kinderseelenlebens. In den Psychosen werden diese sonst im Wachen unterdrückten Arbeitsweisen des psychischen Apparats sich wiederum Geltung erzwingen und dann ihre Unfähigkeit zur Befriedigung unserer Bedürfnisse gegen die Außenwelt an den Tag legen.¹

Die unbewußten Wunschregungen streben offenbar auch bei Tag sich geltend zu machen, und die Tatsache der Übertragung sowie die Psychosen belehren uns, daß sie auf dem Wege durch das System des Vorbewußten zum Bewußtsein und zur Beherrschung der Motilität durchdringen möchten. In der Zensur zwischen *Ubw* und *Vbw*, deren Annahme uns der Traum geradezu aufnötigt, haben wir also den Wächter unserer geistigen Gesundheit zu erkennen und zu ehren. Ist es nun nicht eine Unvorsichtigkeit des Wächters, daß er zur Nachtzeit seine Tätigkeit verringert, die unterdrückten Regungen des *Ubw* zum Ausdrucke kommen läßt, die halluzinatorische Regression wieder ermöglicht? Ich denke nicht, denn wenn sich der kritische Wächter zur Ruhe begibt, — wir haben die Beweise dafür, daß er doch nicht tief schlummert — so schließt er auch das Tor zur Motilität. Welche Regungen aus dem sonst gehemmten *Ubw* sich auch auf dem Schauplatz tummeln mögen, man kann sie gewähren lassen, sie bleiben harmlos, weil sie nicht imstande sind, den motorischen Apparat in Bewegung zu setzen, welcher allein die Außenwelt verändernd beeinflussen kann. Der Schlafzustand garantiert die Sicherheit der zu bewachenden Festung. Minder harmlos gestaltet es sich, wenn die Kräfteverschiebung nicht durch den nächtlichen Nachlaß im Kräfteaufwand der kritischen Zensur, sondern durch pathologische Schwächung derselben oder durch pathologische Verstärkung der unbewußten Erregungen hergestellt wird, so lange das Vorbewußte besetzt und die Tore zur Motilität offen sind. Dann wird der Wächter überwältigt, die unbewußten Erregungen unterwerfen sich das *Vbw*, beherrschen von ihm aus unser Reden und Handeln, oder erzwingen sich die hallu-

¹) Ich habe diesen Gedankengang an anderer Stelle (Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens, Ges. Werke, Bd. VIII) weiter ausgeführt und als die beiden Prinzipien das Lust- und das Realitätsprinzip hingestellt.

Schwerpunktthema Todestrieb und Wiederholungszwang heute

- 13 Christoph Türcke: Konzentrierte Zerstreuung. Zur mikroelektronischen Aufmerksamkeitsdefizit-Kultur
- 31 Elfriede Löchel: Aufmerksamkeitstechnik Psychoanalyse. Kommentar zu Christoph Türckes »Konzentrierte Zerstreuung«
- 51 Helmut Hinz: Konstruktion und Wiederholungszwang
- 75 Claudia Frank: Zum Ringen mit Manifestationen des Todestribs – theoretische und klinische Aspekte
- 97 Christine Kirchhoff: Von der Wiederkehr des unbewußten Wunsches als Todestrieb und der Nachträglichkeit in der Theorie
- 121 Cordelia Schmidt-Hellerau: Die Angst in der negativ therapeutischen Reaktion

Wolfgang-Loch-Vorlesung

- 137 Joachim F. Danckwardt: Die Verleugnung des Todestribs

Karl-Abraham-Vorlesung

- 167 Fred Busch: Zur Frage der Entwicklung einer psychoanalytischen Denkweise: Psychoanalytisches Wissen und Erkennen als Prozeß

Angewandte Psychoanalyse

- 191 H. Shmuel Erlich, Mira Erlich-Ginor und Hermann Beland: »Being in Berlin«: Eine Großgruppenerfahrung auf dem Berliner Kongreß

Buchessay

- 219 Eberhard Th. Haas: Untot oder auferstanden? Das Jesusbild Christoph Türckes

2b

Von der Wiederkehr des unbewußten Wunsches als Todestrieb und der Nachträglichkeit in der Theorie

Christine Kirchhoff*

Einleitung

Das Schicksal des unbewußten Wunsches und das des Todestribs in der Rezeption der Freudschen Metapsychologie ist schwer zu vergleichen: Muß man von Freud nichts wissen und auch nichts wissen wollen, um doch einmal vom Todestrieb gehört zu haben, ist der Wunsch als psychoanalytisches Konzept eher denjenigen bekannt, die sich in die psychoanalytische Theorie eingearbeitet haben.¹ Ist so der Wunsch im Gegensatz zum Todestrieb mit einer Formulierung von Laplanche noch immer als ein »implizites Konzept«² zu bezeichnen, wird um den Todestrieb seit dessen Behauptung eine breite, größtenteils erbitterte

* Christine Kirchhoff, Dr. phil., Dipl.-Psych., Studium und Promotion an der Universität Bremen, 2008–2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin im Projekt »Freud und die Naturwissenschaften: um 1900 und 2000«. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Wozu noch Metapsychologie?* (2010), *Das psychoanalytische Konzept der »Nachträglichkeit«* (2009), *Aktualität der Anfänge. Freuds Brief an Fließ vom 06.12.1896* (Mitherausgeberin und Autorin; 2008).

1 Zum unbewußten Wunsch vgl. u. a.: Boothe (1998), Heim (1986), Schöpf (1987), Weiß (1996, 2004).

2 Als implizite Konzepte bezeichnet Laplanche Konzepte, die von Freud selbst nicht als offizielle psychoanalytische Grundbegriffe expliziert wurden (vgl. Laplanche 2006, 34).

Kontroverse geführt. Der Todestrieb polarisiert: Ist er den einen das Überflüssigste an der ganzen Psychoanalyse, ist er den anderen genau das, was diese ausmacht.³ Wie ich im folgenden mit einer Lektüre zeigen möchte, die konzeptuelle Kontinuitäten aufweist und eine starke Lesart der Wunschkonzeption vertritt, haben Wunsch und Todestrieb nicht nur mehr miteinander zu tun, als es zunächst den Anschein hat, sondern sind – so meine These – unabhängig voneinander nicht zu begreifen.⁴ Der subjektkonstitutive unbewußte Wunsch, wie ihn Freud in seinen frühen Arbeiten über den psychischen Apparat entwirft, kehrt als Todestrieb in die Theorie zurück, nicht zufällig vor dem Hintergrund der Erfahrung des Ersten Weltkrieges und ebenso wenig zufällig zu einem Zeitpunkt, da das Anstößige, Überschießende und Ziellose an der Sexualität, ihre dunklen, gefährlichen Seiten aus Freuds Konzeption derselben als Libido verschwunden sind. Anhand der historischen Situation, in der Freud sein Todestriebkonzept entwickelte, läßt sich eindrücklich zeigen, wie Freuds Erlebnisse sich in den Konzepten niederschlagen, die auch davon handeln, wie individuelle Erfahrungen als zugleich gesellschaftliche begriffen werden können.

1. Der unbewußte Wunsch in den Anfängen des Psychischen

Im *Entwurf einer Psychologie* von 1895 entwirft Freud eine Konstitutionstheorie des Psychischen, die insofern bemerkenswert ist, als er für das Subjekt in spe weder die Möglichkeit der Unterscheidung von Innen und Außen noch die Unterscheidbarkeit von Realität und Phantasie voraussetzt. Freud setzt an den Anfang lediglich einen Apparat, ausgestattet mit einer »primären Trägheitstendenz«, welche Freud mit der »Tendenz des psychischen Lebens, *Unlust zu vermeiden*« identifiziert (Freud 1950c, 404, Hervorh. i. Orig.). Auf Spannungserhöhung reagiert der Apparat mit einem »Abfuhrbestreben«, um wieder zum vorherigen Niveau zurückzukehren (ebd., 410). Die zu vermeidende »Erhöhung

des Erregungsniveaus« wird als Unlust bezeichnet, die »Abfuhrempfindung« als Lust (ebd., 404). Wie Freud im siebten Kapitel der *Traumdeutung* schreibt, in dem er seine Konzeption aus dem *Entwurf* wieder aufnimmt, ist der psychische Apparat »in seinem ersten Aufbau« nach dem »Schema des Reflexapparates« (Freud 1900a, 570) entworfen: Jegliche Erregung wird sofort abgeführt (vgl. Freud 1950c, 388f.). Dieses Modell erweist sich jedoch im Fortgang von Freuds *Entwurf* schnell als unhaltbar. Der Apparat wird in statu nascendi durch die »Not des Lebens« aus der Bahn geworfen, von welcher dem Apparat die »Sekundärfunktion [...] aufgedrungen« wird (ebd., 390): Das von Freud vorausgesetzte »einfache Funktionieren« muß verlassen werden, wenn »in Form der großen Körperbedürfnisse« die Not des Lebens an den Apparat herantritt und ihm den »Anstoß zur weiteren Ausbildung« gibt (Freud 1900a, 571).

In dem Moment also, in dem es ganz und gar unmetaphorisch ums physische Überleben geht, der Apparat Nahrung benötigt, wird das von Freud zugrunde gelegte Reiz-Reaktionsschema überschritten, und zwar in Richtung beginnender Subjektivität. Die Hilflosigkeit des menschlichen Neugeborenen, sein Angewiesensein auf Hilfe, liest sich mit Freud folgendermaßen: Da der Apparat seine »großen Körperbedürfnisse« nicht allein befriedigen kann, ist er auf einen anderen verwiesen, auf ein »erfahrenes Individuum«, welches ihm zur »Erfahrung des Befriedigungserlebnisses« verhelfen soll (Freud 1950c, 410). Aufgabe des erfahrenen Individuums sei es, mit der »spezifischen Aktion« eine »Veränderung in der Außenwelt« vorzunehmen (ebd.), welche dann den Reiz für eine Weile aufhebt und Spannungsabfuhr ermöglicht.

Bemerkenswert ist an dieser Stelle, daß das erfahrene Individuum eine Frage beantwortet, die noch keine Frage ist, durch die Antwort aber zu einer werden wird. Es antwortet auf das, was Freud in der Sprache des Apparates etwas umständlich »Abfuhr auf der Bahn zur inneren Veränderung (Ausdruck der Gemütsbewegung, Schreien, Gefäßinnervation)« (ebd.) nennt. Weil z. B. das erfahrene Individuum weiß, daß Schreien und Zappeln des Babys Hunger bedeuten, und es füttert, entsteht mit dieser bedeutungskonstitutiven Antwort eine zweite Funktion, nämlich »die höchst wichtige Sekundärfunktion der Verständigung« (ebd., 410f.). Aus dem Versuch der direkten motorischen Abfuhr wird so ein Schreien von Bedeutung. Freud entwirft hier Anfänge zu einer Theorie der nachträglichen Konstitution von Bedeutung: Da die motorischen Aktionen dem erfahrenen Individuum etwas bedeuten, denn genau darin besteht seine

3 Ein Überblick über die kontroverse Rezeption des Todestriebkonzeptes findet sich beispielsweise bei Löchel (1996), Vogt (2001), Hock (2003).

4 Die Versuche, beide Konzepte, Wunsch und Todestrieb, explizit auseinander zu entwickeln, sind recht übersichtlich: Holzhey-Kuntz (1986), Turnheim (1993), Küchenhoff (2008).

Erfahrung, werden sie auch für das Kind bedeutend gewesen sein; durch die Vorgängigkeit der Bedeutung für den anderen übersetzt sich Abfuhr in Verständigung.

Freud wendet sich jedoch an dieser Stelle einem anders gelagerten Problem zu: Wie erwirbt der Apparat die Möglichkeit, Realität und Phantasie auseinander zu halten? Die Wiederholung ist hier an eine Differenz gebunden: Damit das Befriedigungserlebnis sich wiederholen kann, müssen erstmal Realität und Phantasie, Innen und Außen auseinandergehalten werden können. Freud setzt nämlich das Wiederfinden des anderen in der Außenwelt nicht einfach voraus, sondern hält sich strikt an das vorgegebene Funktionieren des Apparates: Unlustvermeidung durch schnellstmögliche Abfuhr und das bedeutet nach Freud zunächst: Halluzination. Mit dem Wiederauftreten des »Drang- oder Wunschzustandes« nämlich, so bezeichnet Freud den erneuten Spannungsanstieg, werde die Erinnerung belebt (ebd., 412, Hervorh. i. Orig.). An dieser Stelle führt Freud in der *Traumdeutung* den Wunsch ein, als Wunsch nach Wahrnehmungsidentität:

Sobald dies Bedürfnis ein nächstesmal auftritt, wird sich, dank der hergestellten Verknüpfung, eine psychische Regung ergeben, welche das Erinnerungsbild jener Wahrnehmung wieder besetzen und die Wahrnehmung selbst wieder hervorrufen, also eigentlich die Situation der ersten Befriedigung wiederherstellen will. Eine solche Regung ist das, was wir einen Wunsch heißen; das Wiedererscheinen der Wahrnehmung ist die Wunscherfüllung, und die volle Besetzung der Wahrnehmung von der Bedürfniserregung her der kürzeste Weg zur Wunscherfüllung. Es hindert uns nichts, einen primitiven Zustand des psychischen Apparats anzunehmen, in dem dieser Weg wirklich so begangen wird, das Wünschen also in ein Halluzinieren ausläuft. Diese erste psychische Tätigkeit zielt also auf eine *Wahrnehmungsidentität*, nämlich auf die Wiederholung jener Wahrnehmung, welche mit der Befriedigung des Bedürfnisses verknüpft ist. (Freud 1900a, 571, Hervorh. i. Orig.)

Da nun aber, wenn das Objekt »nicht *real* sondern nur in *Phantasievorstellung* vorhanden ist« (Freud 1950c, 420, Hervorh. i. Orig.), die Befriedigung ausbleibt, mißlingt der Versuch, die Spannung auf dem nun zur Verfügung stehenden schnellsten Wege – per herbeihalluzinierter Wiederholung⁵ – abzuführen. Um

5 Zu der Frage, warum dies strenggenommen weder eine Halluzination ist noch eine Wiederholung sein kann, sondern ein Jenseits jeglicher Zeit und Differenz, siehe Kirchhoff 2009.

nun Phantasie und Realität auseinanderhalten zu können, die Abfuhr nicht fälschlicherweise einzuleiten, bedürfe es, so Freud, »von anderswoher eines Kriteriums, um Wahrnehmung und Vorstellung zu unterscheiden«, nämlich eines »*Realitätszeichen[s]*« (ebd., 420, Hervorh. i. Orig.). Oder, wie Freud in der *Traumdeutung* schreibt: »Die Einsetzung einer Realitätsprüfung wird als notwendig erkannt« (Freud 1900a, 572 Fußnote).

Da die ausgiebige halluzinatorische Besetzung das gleiche Abfuhr- oder Realitätszeichen wie die äußere Wahrnehmung liefere, müsse die Wunschbesetzung gehemmt werden, damit sie eine quantitativ schwächere Erregung liefere und so von der Wahrnehmung zu unterscheiden sei (vgl. Freud 1950c, 421).

Es ist demnach die *Ichhemmung*, welche ein Kriterium zur Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Erinnerung ermöglicht. Biologische Erfahrung⁶ wird dann lehren, die Abfuhr nicht eher einzuleiten, als bis das Realitätszeichen eingetroffen ist, und zu diesem Zwecke die Besetzung von den gewünschten Er[innerungsbildern] nicht über ein gewisses Maß zu treiben. (ebd., Hervorh. i. Orig.)

An anderer Stelle im *Entwurf* bezeichnet Freud das Ich als »Organisation«, welche »stört« (ebd., 416). Ich möchte an dieser Stelle nicht auf die Feinheiten der Freudschen Konzeption der Hemmung eingehen, sondern lediglich auf die Perspektive hinweisen, die Freud hier einnimmt, da diese später noch von Bedeutung sein wird: Das Ich stört, indem es psychische Primärvorgänge hemmt. Dies ist die Perspektive des Abfuhrapparates. »Wenn also ein Ich existiert, muß es psychische Primärvorgänge *hemmen*« (ebd., 417, Hervorh. i. Orig.).

Freud konzipiert das Denken, und damit das, was als Sekundärfunktion auftritt, als einen Umweg zur Wunscherfüllung:

6 Wenn Freud in diesem Kontext von »biologischer Erfahrung« spricht, trifft diese Formulierung gerade in ihrer Widersprüchlichkeit die Problematik bestens: Die Störung der Halluzination durch das, was einmal als Hunger identifiziert werden wird, gibt der sich nachträglich konstituierenden Erfahrung, daß Phantasien nicht satt machen, einen unhintergehbaren biologischen Grund, hat aber erst als Erfahrung und somit dem Psychischen angehörend, als Erfahrung für den Säugling, die Konsequenz, zwischen Wahrnehmung und Erinnerung, Wahrnehmung und Halluzination unterscheiden zu müssen. Es ist somit eine Erfahrung der Bedürftigkeit des eigenen Körpers als von außen kommender, als »inneres Außen« (Wegener 2004, 114), die zum Vorläufer des Ichs wird.

All die komplizierte Denktätigkeit aber, welche sich vom Erinnerungsbild bis zur Herstellung der Wahrnehmungsidentität durch die Außenwelt fortspinnt, stellt doch nur einen durch die Erfahrung notwendig gewordenen *Umweg zur Wunscherfüllung* dar. Das Denken ist doch nichts anderes als der Ersatz des halluzinatorischen Wunsches, und wenn der Traum eine Wunscherfüllung ist, so wird das eben selbstverständlich, da nichts anderes als ein Wunsch unseren seelischen Apparat zur Arbeit anzutreiben vermag. Der Traum, der seine Wünsche auf kurzem regredienten Wege erfüllt, hat uns hiermit eine Probe der *primären*, als unzweckmäßig verlassenen Arbeitsweise des psychischen Apparats aufbewahrt. (ebd., 572, Hervorh. i. Orig.)

Der Wunsch ist der Wunsch nach Wahrnehmungsidentität, was logisch schon deswegen eine Schwierigkeit darstellt, weil das Subjekt dieses Wunsches schon jenseits der Möglichkeit der Erfüllung liegt, wird doch mit der Hemmung zwar die Möglichkeit eines Wiederholens im Sinne eines Wieder-Holens gesetzt, aber damit auch zugleich das notwendige Verfehlen der anfänglichen Ungeschiedenheit. Lilli Gast begründet den Umstand, daß sich der Wunsch nach Wahrnehmungsidentität nie erfüllt, mit dieser subjektkonstitutiven Entzweiung:

Wiederholung erzeugt Differenz und ist zugleich das Produkt von Entzweiung; die repetitive Bewegung verläuft an den Rändern jenes subjektkonstitutiven Risses, dem Wunsch folgend, die Wunde zu schließen, während dieselbe, zunächst restaurative Bewegung den Riß nur bestätigt, ihn offen hält und, indem sie die Nichtidentität zwischen Wunsch und Erfüllung vertieft, die Unmöglichkeit der wunscherfüllenden Wiederholung und die Unerreichbarkeit des Ursprungs wieder und wieder – auch dies eine Wiederholung – in Szene setzt. (Gast 2004, 10f.)

Würde die sofortige Abfuhr nicht gehemmt werden, dann würde es überhaupt nicht zur Ausbildung des psychischen Apparates kommen. Hemmen heißt zugleich aber auch, daß das, was der Hemmung bedarf, nach wie vor aktiv ist. Es ist ja nicht ausgelöscht, sondern nur gehemmt. Wenn nichts nachdrängt, muß auch nicht gehemmt werden. Freud zufolge muß die Unterscheidung zwischen Phantasie und Realität der anfänglichen Funktionsweise des psychischen Apparats abgerungen werden. Sie bleibt ein Leben lang Aufgabe, da der psychische Apparat das Streben nach der schnellsten Abfuhrmöglichkeit beibehält.

Als Reflexapparat ist der psychische Apparat nicht überlebensfähig. Er könnte im übrigen auch nicht nur nicht denken, sondern auch niemals träumen, keine Symptome entwickeln, keine Fehlleistungen vollbringen und nicht über Witze lachen – all diese Äußerungsformen des Unbewußten setzen eine Hem-

mung der Abfuhr, einen Aufschub voraus. Ein Reflexapparat würde alle Erregungen sofort abführen. Die Pointe der Freudschen Konzeption ist, daß er die gerade erwähnten spezifisch menschlichen Leistungen, die so sublim und kultiviert daherkommen und schon komplexe Umarbeitungen des anfänglich vorausgesetzten Konfliktes von Wunsch und Realität sind, Kompromißbildungen wie Kulturleistungen, mit der Notwendigkeit der Selbsterhaltung beginnen läßt und somit im Körper verankert. Allerdings, und das unterscheidet seinen *Entwurf* grundsätzlich von allen positiven Entwicklungspsychologien, in negativer Form: Erst nachträglich läßt sich angeben, welche Verlaufsform der Konflikt aus Wunsch und Lebensnot genommen haben wird.

Die Anfänge des Psychischen sind so auf doppelte Weise nachträglich bestimmt: durch die notwendige Nachträglichkeit in der Rekonstruktion eines konstitutionslogischen Entwurfs und durch die Nachträglichkeit im Subjekt, dessen Leben aus dieser Perspektive einen um des Überlebens willen scheiternden Versuch darstellt, nachträglich das einzuholen und wiederzubekommen, was als konstitutiv Verlorenes zum unmöglichen Objekt – es ist keines und wird doch in jedem späteren gesucht – des Wünschens wird.

Der subjektkonstitutive unbewußte Wunsch kann nur in seinen Repräsentanzen erscheinen und damit als das, was er nicht ist. Psychische Repräsentation ist in einem allgemeinen Sinne zugleich Hemmung, Übersetzung und Abwehr – oder gar Sublimierung? Nachträglich hat der Wunsch also immer schon ein Objekt gehabt, weil der objektlose Zustand jenseits aller Subjektivität, auf den der Wunsch zielt, sich nur als ›Objekt‹, als Abwehr eines ›ursprünglichen‹ Wunsches darstellen kann. Der *konstitutiv unbewußte Wunsch* erscheint in all den Umwegen zur Wunscherfüllung, sozusagen Wunschabkömmlingen.

Die aus dem immer regen und unzerstörbaren unbewußten Wunsch (vgl. Freud 1900a, 583) resultierende Mangelhaftigkeit im Subjekt, der Umstand, daß immer etwas zu wünschen übrig bleibt, ist für Freud in dieser Zeit allerdings weit davon entfernt, ein beklagenswertes Schicksal darzustellen. Vielmehr stellt sie die Bedingung der Möglichkeit psychischer Neubildungen dar, welche den potentiellen Reichtum menschlichen Lebens ausmachen: Mit der Hemmung setzt der Prozeß ein, in dem aus dem Reflexapparat ein differenzierter psychischer Apparat wird, dem Triebaufschub möglich ist. Gerade der Traum mag Freud auch deswegen so fasziniert haben, weil sich hier am deutlichsten zeigt, daß, auch wenn der Primärprozeß, wie Freud schreibt, als unzweckmäßig aufge-

geben wurde, der Apparat mit der Tendenz ausgestattet bleibt, zum schnellsten Wege der Wunscherfüllung, unter Umgehung der Realitätsprüfung und aller folgenden Kompromisse und Vermittlungen zurückzukehren. Diese Annahme hat Freud nie aufgegeben. Dementsprechend bezeichnet er im *Entwurf* die Träume als »Wunscherfüllungen, also Primärvorgänge nach den Befriedigungserlebnissen« (Freud 1950c, 435).

2. Von der Wiederkehr des Wunsches als Todestrieb

Auch wenn in der Rezeption oft der Eindruck vermittelt wird, daß der Todestrieb, ähnlich wie ein spätes Trauma, wie ein Durchbrechen des Reizschutzes, von dem Freud in Bezug auf das Bläschen⁷ in *Jenseits des Lustprinzips* schreibt (vgl. Freud 1920g, 25 ff.), quasi von außen in die Freudsche Theorie einbricht, sie durcheinander bringt und beschädigt, kündigt der Todestrieb sich bereits in den Schriften an, in denen Freud sich unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges mit Krieg und Tod auseinandersetzt (vgl. Freud 1915b; 1916a). So heißt es in *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*:

Der frühere seelische Zustand mag sich jahrelang nicht geäußert haben, er bleibt doch soweit bestehen, daß er eines Tages wieder zur Äußerungsform der seelischen Kräfte werden kann, und zwar die einzige, als ob alle späteren Entwicklungen annulliert, rückgängig gemacht worden wären. [...] das primitive Seelische ist im vollsten Sinne unvergänglich. (Freud 1915b, 337)

Der Todestrieb, so meine These, bricht nicht von außen in die bisherige Triebtheorie ein, er ist in ihr längst in anderer Form enthalten, und zwar in Form des *subjektkonstitutiven unbewußten Wunsches*, wie ihn Freud in *Entwurf* und *Traumdeutung* konzipiert hat.

Wenn Freud 1919/20, das ist der Zeitraum, in dem er an *Jenseits des Lustprinzips* arbeitet (vgl. Grubrich-Simitis 1993), über den Todestrieb schreibt, scheint es, als habe er seine frühe Wunschkonzeption vergessen. Vom Wunsch ist nicht die Rede. Ich denke, es ist angemessen, hier gemäß der Nachträglichkeit⁸

7 Das Bläschen ähnelt übrigens in seiner Funktionsweise verblüffend dem psychischen Apparat aus dem *Entwurf*.

8 Zum Konzept der Nachträglichkeit ausführlich Kirchhoff 2009. An dieser Stelle mag die Kurzdefinition von Laplanche und Pontalis aus dem Vokabular der Psychoanalyse

eine Zweizeitigkeit in der Theoriebildung zu konstatieren. Mit der Erfahrung des Ersten Weltkrieges, des »schrecklichen, eben erst abgelaufenen Krieg[es]« (Freud 1920g, 9), erhält Freuds frühe Wunschkonzeption nachträglich eine andere Bedeutung, die sie nun schon immer gehabt zu haben scheint: Der Wunsch kehrt wieder als Todestrieb. Anders formuliert: Unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges sieht Freud das destruktive Potential, das das Fortbestehen eines auf schnellste Abfuhr dringenden Wunsches impliziert, während er zu Zeiten der Wunschkonzeption die subjektkonstitutive Produktivität des Wunsches in das Zentrum seiner Überlegungen stellt.⁹ So ließe sich erklären, daß die Lektüre von *Jenseits des Lustprinzips* den Eindruck erweckt, der Wunsch sei als Wunsch aus Freuds Denken verschwunden, er sei schon immer Todestrieb gewesen. In dem, was man Latenzphase der Theoriebildung nennen könnte, erscheint der Wunsch in all den diesseitigen psychischen Bildungen, in die schon Abwehr eingeschrieben ist und mit denen sich Freud in diesen Jahren beschäftigt.

In *Jenseits des Lustprinzips* nun aber nimmt Freud nicht etwa seine Wunschkonzeption unter anderen Zeichen wieder auf, sondern behauptet einem »allgemeinen, bisher nicht klar erkannten – oder wenigstens nicht ausdrücklich betonten – Charakter der Triebe oder vielleicht alles organischen Lebens überhaupt« (Freud 1920g, 38) auf die Spur gekommen zu sein. Auf diese Passage folgt die erste Formulierung des Todestriebs, den er an dieser Stelle noch nicht so nennt, sondern zunächst allgemein als Trieb bezeichnet:

Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang¹⁰ zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Eindruck äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, [...], die Äußerung der Trägheit im organischen Leben. (ebd., Hervorh. Ch. K.)

genügen. nach der Erfahrungen und Erinnerungen aus der Kindheit später umgearbeitet würden und damit eine neue Bedeutung und auch eine neue Wirksamkeit erhielten (Laplanche/Pontalis 1972, 313).

- 9 Die hier vorgestellten Überlegungen befassen sich nicht mit dem Einfluß der klinischen Erfahrungen Freuds auf die Formulierung des Todestriebs. Es wäre ein zweiter Schritt, diese Überlegungen in ein Verhältnis zur klinischen Ebene zu setzen.
- 10 Hier läßt sich eine terminologische Kontinuität feststellen: Schon im *Entwurf* spricht Freud bezüglich des Abfuhrbestrebens im Apparat von Drang (Freud 1950c, 410) bzw. von einem »Drang- oder Wunschzustand« (ebd., 412, Hervorh. i. Orig.). In *Triebe und Triebchicksale* ist der Drang als ökonomisches Moment in den vier Bestandteilen des Triebs enthalten (vgl. Freud 1915c, 214).

Vergleicht man diese Passage mit der Wunschtheorie, ist hier allein die Ausdehnung auf das gesamte Organische neu, ansonsten entspricht diese Formulierung des Triebs dem, was Freud über den Wunsch geschrieben hatte. Die folgenden Seiten von *Jenseits des Lustprinzips* lesen sich wie eine Wiederkehr des unbewußten Wunsches als Todestrieb in Gestalt von Metaphern des Organischen. So setzt Freud den »Erfolg der organischen Entwicklung auf die Rechnung äußerer, störender und ablenkbarer Einflüsse« (ebd., 39), eine Figur, die vom Apparat bekannt ist. In *Jenseits des Lustprinzips* folgt eine Schilderung analog zu der des Reflexapparates in Gestalt eines elementaren Lebewesens: »Das elementare Lebewesen würde sich von seinem Anfang an nicht haben ändern wollen, hätte unter sich gleich bleibenden Verhältnissen stets nur den nämlichen Lebenslauf wiederholt« (ebd.).

Schon in Freuds Entwurf des Apparates ist die Ebene des Zeitlichen problematisch, da der Reflexapparat eine unentbehrliche Denkvoraussetzung Freuds ist, aber angesichts der Verortung des Befriedigungserlebnisses kaum eine vergangene Phase des psychischen Apparates sein kann: Der Reflexapparat wandelt sich in statu nascendi zum psychischen Apparat, ist doch die Konfrontation mit der Not des Lebens mit der Durchtrennung der Nabelschnur gesetzt. Mit der Behauptung eines elementaren Lebewesens verschärft sich diese Problematik, weil dieses Lebewesen in seiner Funktionsweise ähnlich abstrakt wie der Apparat beschrieben wird, von Freud aber zugleich als konkretes Element in der Entwicklung des organischen Lebens dargestellt wird. Das »Jenseits« gerät so in die Nähe eines in der Vergangenheit zu verortenden »Früher«. Freuds Verankerung des Todestriebs im Organischen gipfelt in der Formulierung: »Das Ziel alles Lebens ist der Tod, und zurückgreifend: Das Leblose war früher da als das Lebende« (ebd., Hervorh. i. Orig.).

Bemerkenswert ist, daß Freud hier sowohl die Unabgeschlossenheit seiner Theorie als auch die Negativität der psychischen Entwicklung, wie sie beide noch in der Wunschtheorie zu finden sind, zurücknimmt: Es ist, als würde der Todestrieb selbst sich hier im Freudschen Denken durchsetzen und einen Kurzschluß verursachen, der aus dem so schwer zu akzeptierenden wie unbestreitbaren *Ende* eines jeden menschlichen Lebens das *Ziel* des Lebens macht. Wie ein Anfang nicht notwendigerweise als Ursprung zu denken ist, ist auch das Ende nicht notwendigerweise das Ziel. Eine Passage nur wenige Seiten später, in der Freud am explizitesten eine Nähe zur Konzeption des Wunsches herstellt, bietet

eine komplementäre Sichtweise der Bewegung, da hier beschrieben wird, was passiert, wenn aus dem Wunsch *nicht* der Todestrieb wird:

Der verdrängte Trieb gibt es nie auf, nach seiner vollen Befriedigung zu streben, die in der *Wiederholung eines primären Befriedigungserlebnisses* bestünde; alle Ersatz-, Reaktionsbildungen und Sublimierungen sind ungenügend, um seine anhaltende Spannung aufzuheben und aus der *Differenz zwischen der gefundenen und der geforderten Befriedigungslust* ergibt sich das treibende Moment, welches bei keiner der hergestellten Situationen zu verharren gestattet [...]. Der *Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung*, ist in der Regel durch die Widerstände, welche die Verdrängung aufrecht halten, verlegt, und somit bleibt nichts anderes übrig, als in der anderen, noch freien Entwicklungsrichtung fortzuschreiten, allerdings ohne Aussicht, den Prozeß abschließen und das Ziel erreichen zu können. (ebd., 43f., Hervorh. Ch. K.)

Würde das Ziel erreicht, würde dies nicht überlebt. Es ist genau die Bewegung des Wunsches, die Freud hier darstellt, ohne jedoch auf seine eigene Wunschkonzeption zu verweisen. Als Todestrieb ist der Wunsch nach der Wiederholung eines primären Befriedigungserlebnisses dann aufgetreten, wenn der Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung nicht zuverlässig verlegt war.¹¹

Wenn Freud in *Jenseits des Lustprinzips* von Umwegen spricht, dann ist, anders als im *Entwurf einer Psychologie* von Befriedigung, gar von Lust, nicht mehr die Rede. Es sind nun die nicht weiter begründungsbedürftigen »Umwege zum Tode, von den konservativen Trieben beharrlich festgehalten«, welche »das Bild der Lebenserscheinungen« böten (ebd., 41). Entwicklung durch Störung von Außen, Beschreiten eines Umweges, Sog nach einem Jenseits: Alle Bestimmungen der Wunschkonzeption erscheinen nun als Momente des für das gesamte belebte Organische geltenden Todestriebs.

Will man nun den Todestrieb nicht mit Freuds buntem Biologismus loswerden, dann sollte man versuchen, gegen Freuds allumgreifende Emphase an zu lesen und den Todestrieb vor dem Hintergrund des bisher Entwickelten vom Organischen ins Psychische (zurück) zu übersetzen.

Auffällig ist hier, daß Freud die Perspektive gewechselt hat. In *Jenseits des Lustprinzips* schreibt er nicht aus der Perspektive des wünschenden Apparates,

11 Kann man vom Todestrieb in der Gegenwart sprechen: Hier ist er, der Todestrieb? Oder müßte es nicht immer heißen: Hier, das war er wohl?

den die Realität empfindlich in seine Schranken¹² weist, indem sie ihn zwingt, Umwege zu beschreiten, wie in den oben zitierten Passagen aus dem *Entwurf* und der *Traumdeutung*. Freud wechselt zwischen der Position eines allwissenden Erzählers, der über die gesamte lebendige Substanz spekuliert, und der Perspektive des Ichs, des Ichs innerhalb der Topik des ausgebildeten psychischen Apparates. Aus der Perspektive des Ichs erscheint die andauernde Tendenz zur Verwirklichung des Wunsches in Reinform, das Bestreben nach sofortiger Abfuhr unter Absehung von der äußeren Realität, als existentielle Bedrohung. Hier wird klar, wer eigentlich sterben soll, wenn Freud schreibt, daß das Ziel alles Lebens der Tod sei: Wenn es um die komplette Aufhebung der inneren Reizspannung geht, um totale Abfuhr, dann handelt es sich um den Tod des Ichs.

Laplanche spricht bezüglich des Todestriebes von einem »inneren Angriff des Triebes« oder vom »Haß des Es auf das Ich« (Laplanche 1988, 192). Eine glückliche Formulierung, die bei Freud nahe liegt, wenn dieser das Ich als »Grenzwesen« bezeichnet, welches »das Es der Welt gefügig machen und die Welt mittels seiner Muskelaktionen dem Es-Wunsch gerecht machen« wolle (Freud 1923b, 286). Das Ich gerate, so Freud weiter, in Gefahr, wenn es »den Todestrieben im Es Beistand zur Bewältigung der Libido« leiste, »zum Objekt der Todestribe zu werden und selbst umzukommen« (ebd., 287).

André Green vertritt die Auffassung, daß die Lebenstribe vorrangig danach strebten, eine »Objektalisierungsfunktion« zu erfüllen (Green 2001, 873, Hervorh. i. Orig.), während der Todestrieb nach der »möglichst weitgehenden Erfüllung einer Desobjektalisierungsfunktion durch Entbindung« (ebd., 874, Hervorh. i. Orig.) strebe. Nicht nur die Objektbeziehung, sondern »sämtliche ihrer Substitute« würden angegriffen; die eigentliche Manifestation des Todestriebes sei der »Abzug der Besetzung« (ebd., Hervorh. i. Orig.). Auch dies bedeutet vor dem Hintergrund der Freudschen Bestimmung des Ich aus dem *Entwurf* in letzter Konsequenz einen Angriff auf das Ich, welches von Freud ja als konstant besetzte Neuronengruppe eingeführt wurde.

Das Ich muß also um seiner selbst willen die Erfüllung des unbewußten Wunsches fürchten bzw. als Aggression projektiv abwehren. Die Erfüllung des unbewußten Wunsches bedeutet psychisch das Erreichen eines Zustandes jen-

seits des Ichs. Jenseits des Ichs bedeutet jenseits des Lustprinzips, weil Lust immer nur vom Subjekt aus gedacht werden kann – auch wenn sie nicht als Lust erlebt wird, setzt sie doch ein Subjekt der Lust voraus – die absolute Erfüllung liegt jedoch deswegen jenseits des Lustprinzips, weil dieses in seiner Vollendung über sich hinaus treibt und die unendliche Lust, auf die es in letzter Konsequenz zielt, für das Subjekt keine mehr wäre, weil kein Subjekt mehr wäre. Daß das *Jenseits des Lustprinzips* dessen Vollendung und Ende bezeichnet, scheint Freud wiederum sehr genau gewußt zu haben:

Daß wir als die herrschende Tendenz des Seelenlebens, vielleicht des Nervenlebens überhaupt, das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannung erkannten [...], wie es im Lustprinzip zum Ausdruck kommt, das ist ja eines unserer stärksten Motive, an die Existenz von Todestrieben zu glauben. (Freud 1920g, 60)

In den Worten von Udo Hock:

Endlust radikal gedacht als »endgültige Erledigung [von Erregung] in der Abfuhrlust ist gleichbedeutend mit dem Ende der Lust. Die Fortdauer des Lustprinzips ist an seine eigene Selbstbeschränkung gebunden: zu viel Lust führt zu seiner Selbstaufhebung. (Hock 2000, 300)

[...] nur um den Preis der eigenen Selbsterstörung erreicht die Abfuhrlust des Lustprinzips jenen Punkt, von dem aus der Trieb keine Möglichkeit mehr hat, sich neu zu formieren und den psychischen Apparat neu heimzusuchen; jenen Zustand der Selbstnegation des Triebes, den Freud Nirwana nennt. (ebd., 302)

Liest man die Wunschkonzeption aus dem *Entwurf* und der *Traumdeutung* gegen die Todestriebkonzeption aus *Jenseits des Lustprinzips*, fällt die entstellte Ähnlichkeit beider Konzepte auf. Der Wunsch überlebt als Todestrieb. Überlebt, also im Sinne eines Weiterlebens unter völlig anderen Vorzeichen, hat er deswegen, weil aus dem Wunsch, der den psychischen Apparat antreibt, der im Leben wirkt, der zwar immer etwas offen läßt, der dennoch Lust suchen und auch finden lassen kann, in Freuds Neuauflage eine destruktive Kraft wird, die jegliches Leben von Anbeginn an zum Überleben macht und die alle gefundenen Befriedigungen nur als Hindernisse auf dem angestrebten kürzesten Weg zum Tode gelten läßt.¹³

12 Das ist durchaus wörtlich zu nehmen, konstituiert sich doch die Unterscheidung von Innen und Außen in genau diesem Prozeß.

13 Freud bezeichnet den Todestrieb als stumm im Gegensatz zu dem vom Eros ausgehenden »Lärm des Lebens« (Freud 1923g, 275). Dies ist konsequent, trifft aber auch

Der Wunsch kehrt als Todestrieb wieder – und nachträglich scheint es auf den ersten Blick, als hätte es ihn in Freuds Werk nie in anderer Form gegeben.

An dieser Stelle ist noch kurz auf die Libido, wie sie Freud in *Jenseits des Lustprinzips* konzipiert, einzugehen. Dabei stellt sich die Frage nach dem Verbleib der triebhaften, Lust suchenden, die Kohärenz des Ich in Frage stellenden polymorph-perversen Sexualität der *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (Freud 1905 d). Die Unzweckmäßigkeit der Sexualität wie Freud sie in den *Drei Abhandlungen* beschreibt, welche die Fortpflanzung zu einer komplizierten und störungsanfälligen Kulturleistung hat werden lassen, ist 1920 aus der Libido verschwunden.¹⁴ Das »mit allen Mitteln angestrebte Ziel« der Sexualtriebe ist nun »die Verschmelzung zweier in bestimmter Weise differenzierter Keimzellen« (Freud 1920 g, 46). Die Sexualität tritt auf die Seite der bindenden Lebenstribe, der Todestrieb wird zur primären, störenden Kraft, die sich um Art- und Selbsterhaltung nicht schert.

Mit Lacan läßt sich die Unterscheidung zwischen Lebens- und Todestrieb als eine »Wahrheit« begreifen, »weil sie zwei Aspekte des Triebs zum Ausdruck bringt« (Lacan 1978, 270). Mit dem Todestrieb kommt in der Freudschen Theorie ein Widerspruch, vormalig als innerhalb der Sexualität liegend konzipiert, wieder zur Sprache. In neuer Form wird all das thematisiert, was sich nicht um Arterhaltung und Fortpflanzung schert. Mit dem Todestrieb wird etwas wieder aufgenommen, was der Sexualität nach Freud wesentlich angehört, nämlich ihr »dämonischer, dem Primärprozeß und dem Wiederholungszwang unterworfenen Aspekt« (Laplanche 1988, 190).¹⁵

auf den Wunsch zu: Nur das Gebundene, das Gehemmte kann lärmern, nur das, was sich irgendwie auf irgendein Objekt richtet.

14 Die entwicklungspsychologischen Ergänzungen und evolutionsbiologischen Referenzen, die den *Drei Abhandlungen* den kritikablen normativen und teleologischen Zug geben, fügte Freud nachträglich hinzu, u. a. auch zu der Zeit, als er *Jenseits des Lustprinzips* verfaßte. Vgl. dazu den Reprint der Erstausgabe von 1905 (Freud 2005) sowie die Studienausgabe (Freud 1905 d).

15 An dieser Stelle ist es notwendig zu präzisieren. Laplanche geht es hier um die nicht-gebundene Sexualität. »jene, die man im Sinne des Triebs »entbunden« nennen kann, das heißt die Sexualität, die ihr Objekt wechselt, die Sexualität, die nur ein Ziel hat, nämlich so schnell wie möglich zu ihrer Befriedigung und zur vollständigen Senkung ihrer Lust, das heißt zur vollständigen Realisierung ihrer Lust auf dem kürzesten Wege zu eilen [...]« (Laplanche 1988, 189 f.).

Nachträglich mag es so scheinen, als wäre der Wunsch schon immer Todestrieb gewesen, wenn Freud die Negativität seines frühen *Entwurfes* zurücknimmt und den Wunsch zum Todestrieb positiviert. Freud nimmt damit auch die Offenheit der Entwicklung zurück, gibt er doch bezüglich des Wunsches kein Ziel an, welches anders zu bestimmen wäre denn als Abfuhr auf dem kürzesten Wege.

Der Todestrieb wirkt als Aggression gegen alles, was hemmt, nach innen und nach außen, alles, was der kompletten Abfuhr entgegensteht, was aufschiebt, was stört: Haß auf das Ich, wie Laplanche es faßt, und Haß auf die Realität, auf Sprache, Denken, Lernen – es lassen sich viele Beispiele finden. Aus der Perspektive des Todestriebs erscheinen jedes Einschreiten der Realität und jede Hemmung als Hindernisse, da sie die Erfüllung auf dem kürzesten Weg verstellen. Wenn also die Hemmung, der Aufschub der Abfuhr, aus dem Reflexapparat einen psychischen Apparat macht, dann nähert sich der Mensch, setzt sich die entbindende Gewalt des Todestriebs durch, wieder dem Reflexapparat. Das Todestriebkonzept zeigt auch, daß sich der unbewußte Wunsch nur um den Preis des Lebens erfüllen kann.

3. Triebaufschub und Kultur

Unbestreitbar haben die Schrecken des Krieges ihren Weg in Freuds Werk gefunden. Dies sollte aber nicht als Anlaß genommen werden, den Todestrieb durch Psychologisierung zu entschärfen. Ich denke, an Freuds Wunsch- und Todestriebkonzept läßt sich sehr gut sehen, wie Erfahrung von Gesellschaft im allgemeinen und von Katastrophen im Besonderen sich in theoretischen Konzeptionen niederschlagen. In Freuds Theorie von Wunsch und Todestrieb, so soll im folgenden gezeigt werden, ist Gesellschaftliches eingewoben: als Niederschlag der Erfahrung im Denken Freuds und – das macht die Psychoanalyse zu einer potentiell kritischen Theorie – in den Begriffen selbst, jedoch als Negatives, nur konkret zu Entwickelndes. Da dies hier in der gebotenen Kürze nicht zu leisten ist, sind die folgenden Ausführungen als Skizzen eines auszuarbeitenden Entwurfs zu verstehen.

Der Einbruch des Ersten Weltkrieges in Freuds Denken und Leben scheint traumatisch gewirkt zu haben. Es scheint, als wäre der Wunschtheorie das widerfahren, was Freud bezüglich des nachträglich wirksam werdenden sexuellen Traumas selbst beschrieben hat. Angesichts der in diesem Ausmaße bis dahin

unbekannten Destruktion des Ersten Weltkrieges imponiert die Unabschließbarkeit der menschlichen Suche nach Lust, die man, so man denn will, auch als Utopie der Psychoanalyse lesen könnte, nur noch durch ihr destruktives Potential.

Verortet man die Todestriebkonzeption im Psychischen und nicht im Organischen, dann konzipiert Freud, was mit der von ihm angenommenen Triebenergetik menschenmöglich ist – an Gutem und an Bösem, wie Freud es selbst diskutiert (s.u.), aber nicht, ob und was sich davon gesellschaftlich wie individuell realisieren muß. Nachträglich entscheidet sich, ob die subjektkonstitutive Bewegung des Wünschens, wie Freud sie an den Anfang des Psychischen setzt, Träumen macht oder zum Alptraum wird. Es sind auch die historischen, also gesellschaftlich und kulturell bestimmten Lebensbedingungen der Einzelnen, die darüber entscheiden, ob die Notwendigkeit der Hemmung, der Triebaufschub, eine Möglichkeit oder eine Überforderung darstellt.

»Das Lustprinzip scheint geradezu im Dienste der Todestribe zu stehen [...]« (Freud 1920g, 69), sinniert Freud am Ende von *Jenseits des Lustprinzips*. Wie es dazu kommen kann, kann man mit Freud an *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (Freud 1915b) erörtern, von Freud noch während des Ersten Weltkrieges verfaßt, als seine eigene Kriegsbegeisterung wieder abgeklungen war.¹⁶ Im ersten Teil der Abhandlung – *Die Enttäuschung des Krieges* – bezieht sich Freud, »ratlos dastehend in der ihm fremd gewordenen Welt«¹⁷ (ebd., 330), auf seine beiden Konzepte, allerdings ohne sie zu erwähnen.

Als Grund für die Enttäuschung, die er im übrigen nicht berechtigt findet, da es sich um die Zerstörung einer unlustvermeidenden Illusion handle, führt Freud die »geringe Sittlichkeit der Staaten nach außen« und »die Brutalität im Benehmen der Einzelnen« an, denen man so etwas »als Teilnehmer an der höchsten menschlichen Kultur« nicht zugetraut habe (ebd., 331). Freud macht sich nun daran, den zweiten Punkt aufzuklären. Er wendet sich dabei sowohl dagegen, davon auszugehen, daß der Mensch von Geburt an »gut und edel« sei, als auch

16 Siehe dazu Haubl (2008), der anhand des Briefwechsels von Freud und Abraham nachvollzieht, wie Freuds nationale Begeisterung der Einsicht weicht, daß Kriegzeiten »Zeiten der entfesselten Bestialität« (Freud und Abraham 1980, 190, zitiert nach Haubl 2008, 15) sind.

17 Freud bezieht dies auf den enttäuschten Kulturbürger, der sich über die Grausamkeit im Krieg verwundert. Ich denke, man kann ihn dazu zählen, auch wenn er bei der Ratlosigkeit nicht stehen bleibt, sondern sich an die Erklärung macht.

dagegen, daß die anfänglich »bösen Neigungen des Menschen« ausgerottet und durch Erziehung und Kultur durch »Neigungen zum Guten« ersetzt würden (ebd.). Der Idee von der »Ausrottung des Bösen« erteilt er eine klare Absage und schlägt mit seiner Erklärung einen anderen Weg ein:

Die psychologische – im strengeren Sinne die psychoanalytische – Untersuchung zeigt vielmehr, daß das tiefste Wesen des Menschen *in Triebregungen besteht, die elementarer Natur, bei allen Menschen gleichartig sind und auf die Befriedigung gewisser ursprünglicher Bedürfnisse zielen. Diese Triebregungen sind an sich weder gut noch böse*. Wir klassifizieren sie und ihre Äußerungen in solcher Weise, je nach ihrer Beziehung zu den Bedürfnissen und Anforderungen der menschlichen Gemeinschaft. (ebd., 331 f., Hervorh. Ch. K.)

Am Anfang stehen also Triebregungen, die an sich gar nicht klassifizierbar sind, sie sind einfach da – erinnern wir uns an die Wunschkonzeption, die die hier angeführte recht schwammige Formulierung »Befriedigung ursprünglicher Bedürfnisse« präzise faßt. An sich läßt sich über diese Triebregungen nichts sagen, erst in ihrer Beziehung zu den Bedürfnissen und zur menschlichen Gemeinschaft lassen sie sich bewerten. Im folgenden geht Freud aber noch darüber hinaus, da er sich weniger damit beschäftigt, wie die Triebregungen gesehen werden, sondern wie ihre Äußerungsformen entstehen.

Freud räumt ein, daß die als »böse« klassifizierten Triebregungen sich unter den »primitiven« befinden, als Beispiel nennt er die »eigensüchtigen und die grausamen« (ebd., 332). Die Umbildung der bösen Triebe ist laut Freud durch einen inneren und äußeren Faktor bedingt: durch das »Liebesbedürfnis«, man lerne das »Geliebtwerden« zu schätzen, und durch den »Zwang der Erziehung« (ebd. 333). Es lohnt sich, die folgende Passage sehr sorgfältig zu lesen:

Kultur ist durch Verzicht auf Triebbefriedigung gewonnen worden und fordert von jedem neu Ankommenden, daß er denselben Triebverzicht leiste. Während des individuellen Lebens findet eine beständige Umsetzung von äußerem Zwange in inneren Zwang statt. Die Kultureinflüsse leiten dazu an, daß immer mehr von den eigensüchtigen Strebungen durch erotische Zusätze in altruistische, soziale verwandelt werden. Man darf endlich annehmen, daß aller innere Zwang, der sich in der Entwicklung des Menschen geltend macht, ursprünglich, d. h. in der *Menschheitsgeschichte* nur äußerer Zwang war. (ebd., Hervorh. i. Orig.)

Was genau heißt hier Verzicht auf Triebbefriedigung bzw. Triebverzicht? So wie Freud es hier formuliert, scheint es, als solle auf die Befriedigung überhaupt

verzichtet werden. Eingedenk der oben beschriebenen Wunschkonzeption müsste hier die Ebene der Zeit eingeführt werden, um die Art des Verzichts präziser zu fassen: Es ist der Verzicht auf Befriedigung auf dem schnellsten Wege, auf unmittelbare Abfuhr, nicht der Verzicht auf Befriedigung überhaupt. Es ist die Nötigung zum Triebaufschub, die Kultur und Mitmenschen fordern.

Adorno, der *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* genau gelesen haben muß,¹⁸ hat den Aufschub, bei Freud die Bedingung der Möglichkeit des psychischen Lebens, als das »Urphänomen« der gesellschaftlichen Versagung aufgefaßt (Adorno 2001, 111). Im »Nicht heute sondern Morgen« setze sich »gesellschaftliche und geschichtliche Versagung« durch; die Hoffnung auf eine Entschädigung für den momentanen Verzicht werde meist enttäuscht (ebd.). Neben dem anderen, dem ökonomischen Mehrwert, so Adorno weiter, werde aus den Menschen in der gegenwärtigen Gesellschaft auch noch ein »psychologischer Mehrwert« herausgepreßt: »nämlich die Differenz zwischen der Glückserwartung auf die Dauer [...] und der tatsächlichen Befriedigung, die wir im allgemeinen bekommen« (ebd., 112). Mit anderen Worten: der Aufschub lohnt sich nicht. Was Adorno hier beschreibt, ist die Erfahrung, daß es nicht vernünftig ist, im Sinne der aufgeschobenen, aber nicht aufgehobenen Suche nach Lust, differenzierte Wege der Befriedigung zu beschreiten.

Adorno zufolge reagieren die Menschen darauf, daß ihre eigene Rationalität irrational ist, darauf, »daß sie also nicht das bekommen, was ihr vernünftiges Verhalten ihnen verspricht«, mit einer Art Identifikation mit dem Angreifer (ebd.). Die »Identifikation mit dem geschichtlichen Weltlauf« äußere sich in Beteuerungen, daß es ja genau so sein müsse und gar nicht anderes gehe (ebd.). Verzicht, uneinsehbarer Aufschub, Wünsche, die sich nicht erfüllen, werden nicht betrauert, noch werden die Gründe dafür gesucht und angegangen, statt dessen wird das eigene Verzichten lustvoll besetzt.¹⁹ Freud wiederum, der einen

18 So erinnert die oben zitierte Passage frappierend an die bekannte Passage aus der *Dialektik der Aufklärung*, in der es heißt: »Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird in jeder Kindheit wiederholt« (Horkheimer/Adorno 1947, 50).

19 In jüngster Zeit hat sich Robert Pfaller mit diesen Phänomenen beschäftigt, die er »Beuteverzicht« nennt (Pfaller 2008, 115 ff.). Er stellt in diesem Zusammenhang auch die These auf, daß das Subjekt der Sublimierung nicht der Trieb, sondern die

»allgemeinen Trieb zur Höherentwicklung« ablehnte, den Modus des Lebens in *Jenseits des Lustprinzips* als »Zauderrhythmus« beschreibt (Freud 1920 g, 43), schrieb dazu folgendes:

Höherentwicklung wie Rückbildung könnten beide Folgen der zur Anpassung drängenden äußeren Kräfte sein und die Rolle der Triebe könnte sich für beide Fälle darauf beschränken, die aufgezwungene Veränderung als innere Lustquelle festzuhalten. (ebd., 44)

Wenn die aufgezwungene Veränderung als innere Lustquelle festgehalten wird, ist auch hier nicht klar – und das ist eine Stärke Freuds –, ob das »gut« ist oder »böse«. Es kann sich sowohl um die von Adorno beschriebene Identifikation mit dem geschichtlichen Weltlauf handeln, der als gegeben und unveränderlich gesetzt wird, als auch um eine Kulturleistung.

Freud sieht die meisten Menschen nicht als »wirklich kulturelle Menschen«, sondern als »Kulturheuchler« (ebd., 336).²⁰ Die Zahl der »kulturell veränderten Menschen« werde stark überschätzt:

Die Kulturgesellschaft, die die gute Handlung fordert und sich um die Triebbegründung derselben nicht kümmert, hat also eine große Zahl von Menschen zum Kulturgehorsam gewonnen, die dabei nicht ihrer Natur folgen. (ebd., 335)

Auf dem Gebiet der Sexualität komme es folglich zu neurotischen Erkrankungen, der sonstige Druck der Kultur, so fährt Freud fort, äußere sich aber »in Charakterverbildungen und in der steten Bereitschaft der gehemmten Triebe, bei passender Gelegenheit zur Befriedigung durchzubrechen« (ebd., 336).

Und hier wären dann die Bedingungen gegeben, unter denen der Wunsch dazu tendiert, als Todestrieb in Erscheinung zu treten. In seiner diesbezüglich

Kultur sei, da das Sublimierungsvermögen nicht der menschlichen Sexualorganisation sondern der Kultur angehöre (Pfaller 2008, 131 ff.). So gesehen wäre es konsequent, daß bei Freud der Begriff der Sublimierung merkwürdig unterbestimmt bleibt.

20 Ausführlich heißt es: »Wer so genötigt wird, dauernd im Sinne von Vorschriften zu reagieren, die nicht der Ausdruck seiner Triebneigungen sind, der lebt, psychologisch verstanden, über seine Mittel und darf objektiv als Heuchler bezeichnet werden, gleichgültig ob ihm diese Differenz klar bewußt worden ist oder nicht« (Freud 1915 b, 336, Hervorh. Ch. K.). Wenn Freud also hier von Heuchelei spricht, dann im Sinne eines auf Objektivität zielenden Reflexionsbegriffes, nicht im Sinne des Alltagsverständnisses, dem zufolge man mitbekommt, wenn man heuchelt.

meist recht vorsichtigen Art hat auch Freud thematisiert, daß es die gegenwärtige Kultur sein könnte, die zur Heuchelei führt, nimmt dies aber gleich wieder zurück:

Es ist unleugbar, daß unsere gegenwärtige Kultur die Ausbildung dieser Art von Heuchelei in außerordentlichem Umfange begünstigt. Man könnte die Behauptung wagen, sie sei auf solcher Heuchelei aufgebaut und müßte sich tiefgreifende Abänderungen gefallen lassen, wenn es die Menschen unternehmen würden, der psychologischen Wahrheit nachzuleben. (ebd.)

Was aber ist eine »psychologische Wahrheit«? Und wie sähe es aus, wenn die Menschen dieser nachleben würden? Mit Freud allein läßt sich diese Frage kaum beantworten, zeigt er doch selber, daß eine psychologische Wahrheit immer eine gesellschaftliche Seite hat.

Vorerst steht das Todestriebkonzept dafür ein, was aus den an sich weder guten noch bösen Triebregungen werden kann, wenn der Aufschub irrational bleibt.²¹ Es repräsentiert die dunkle Seite der Freudschen Zivilisationstheorie, deren Schöpfer dennoch die Hoffnung nicht aufgab, daß die leise Stimme des Intellekts sich einmal Gehör verschaffen werde (vgl. Freud 1927 c, 377).

Zusammenfassung

Freuds Konzept des unbewußten Wunsches und das des Todestribs werden aufeinander bezogen. Anhand einer textnahen Lektüre der entsprechenden Passagen wird die Einführung des Todestribs in Freuds spätem Werk als Wiederkehr des frühen Konzeptes des unbewußten Wunsches unter anderen Vorzeichen gelesen: Steht an den Anfängen des Psychischen, wie Freud sie im *Entwurf einer Psychologie* und in der *Traumdeutung* konzipiert, die subjektkonstitutive Produktivität des Zusammenspiels aus Wunsch und Hemmung im Zentrum seiner Überlegungen, erscheint der Todestrieb als destruktive Kraft. Diese Wiederkehr des Wunsches als Todestrieb wird gemäß der Nachträglichkeit als Zweizeitigkeit in der

21 Eine weitausgreifende Interpretation der Einführung des Todestriebkonzeptes hat Gerhard Scheit (Scheit 2006; 2007) vorgelegt. Der Todestrieb sei das, »was der Gesellschaft blüht, wenn die Triebe unbefriedigt bleiben, das Leid maßlos wird« (Scheit 2006, 159).

Theoriebildung begriffen. Unter Bezug auf Freuds kulturtheoretische Überlegungen zum Ersten Weltkrieg wird, einem Hinweis Adornos folgend, gezeigt, daß es die kulturellen wie gesellschaftlichen Bedingungen sind, welche entscheidend dazu beitragen, ob Aufschub möglich ist oder ob auf der Ebene der Theorie wie der des Subjekts der unbewußte Wunsch als Todestrieb imponiert.

Summary

The Return of the Unconscious Wish as Death Drive: On Afterwardsness in Theory

The Freudian concepts of the unconscious wish and death drive are interpreted as corresponding concepts. Based on close reading this article argues, that the invention of death drive in Freud's late writings should be seen as the return of the unconscious wish that can be found in his early writings like the *Project for a Scientific Psychology* and the *Interpretation of Dreams*. While the concept of unconscious wish focuses on the productive power of the interaction of wish and inhibition as Freud puts it in his construction of constitution of subjectivity, death drive seems to be a purely destructive power. The return of unconscious wish as death drive is seen as an example of afterwardsness in theory building. When it comes to the question of whether unconscious wish returns as death drive, Freud's writings related to World War One show that the cultural and social conditions have to be taken into consideration. Both levels are affected: theory building and constitution of subjectivity.

Literatur

- Adorno, Th. W. (2001): *Zur Lehre von der Geschichte und der Freiheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boothe, B. (1998): Einige Bemerkungen zum Konzept des Wünschens in der Psychoanalyse. In: B. Boothe/A. von Wyl/R. Wepfer (Hg.): *Über das Wünschen. Ein seelisches und poetisches Phänomen wird erkundet*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 203–249.
- Freud, S. (1900a): Die Traumdeutung. In: *GW II*, 1–642.
- (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: *Studienausgabe, Band 5*. Frankfurt am Main: Fischer, 47–145.

- (1915b): Zeitgemäßes über Krieg und Tod. In: *GW X*, 324–355.
- (1915c): Triebe und Triebsschicksale. In: *GW X*, 210–232.
- (1916a): Vergänglichkeit. In: *GW X*, 358–361.
- (1920g): Jenseits des Lustprinzips. In: *GW XIII*, 1–69.
- (1923b): Das Ich und das Es. In: *GW XIII*, 237–289.
- (1923g): Vorwort zu: Eitingon, Max, Bericht über die Berliner psychoanalytische Poliklinik (März 1920 bis Juni 1922). In: *GW XIII*, 441.
- (1950c): Entwurf einer Psychologie. In: *GW Nachtragsband*, 387–477.
- (1985c): *Briefe an Wilhelm Fließ. 1887–1904*. Ungekürzte Ausgabe, hg. von J. M. Masson. Dt. Fassung von M. Schröder. Frankfurt am Main: Fischer.
- (2005): *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Reprint der Erstausgabe nach 100 Jahren*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Gast, L. (2004): Freuds Flaschenpost. In: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*. Göttingen: Wallstein Verlag, 15–28.
- Green, A. (2001): Todestrieb, negativer Narzißmus, Desobjektalisierungsfunktion. In: *Psyche-Z Psychoanal* 55, 869–877.
- Grubrich-Simitis, I. (1993): *Zurück zu Freuds Texten*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Haubl, R. (2008): Die Macht von Illusionen. In: R. Haubl/T. Habermas: *Freud neu entdecken. Schriften des Sigmund-Freud-Institutes, Reihe 2, Bd. 7*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 13–42.
- Heim, R. (1986): Archäologie und Teleologie des unbewußten Wunsches. In: *Psyche-Z Psychoanal* 40, 819–851.
- Hock, U. (2000): *Das unbewußte Denken, Wiederholung und Todestrieb*. Frankfurt am Main: Fischer. 13–42.
- Holzhey-Kunz, A. (1986): Todestrieb und Sein zum Tode. In: *Daseinsanalyse* 3, 98–109.
- Horkheimer, M./Adorno Th. W. (1947): Dialektik der Aufklärung. In: Tiedemann, R. (Hg.) (1997): *Th. W. Adorno. Gesammelte Schriften Bd. 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7–296.
- Kirchhoff, Ch. (2009): *Das psychoanalytische Konzept der »Nachträglichkeit«. Zeit, Bedeutung und die Anfänge des Psychischen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Küchenhoff, J. (2008): Tertium datur: Zur dialektischen Vermittlung von Eros und Thanatos in der Anerkennung von Differenz. In: *Psyche-Z Psychoanal* 62, 476–497.
- Lacan, J. (1978): Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. In: *Das Seminar von Jacques Lacan XI*. Olten: Walter Verlag, 7–305.
- Laplanche, J. (1988): *Die allgemeine Verführungstheorie*. Tübingen: edition diskord.
- (2006): *Problématiques IV. L'après-coup*. Paris: PUF.
- /Pontalis J.-B. (1972 [1967]): *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Löchel, E. (1996): Jenseits des Lustprinzips. Lesen und Wiederlesen. In: *Psyche-Z Psychoanal* 50, 681–714.
- Pfaller, R. (2008): *Das schmutzige Heilige und die reine Vernunft. Symptome der Gegenwartskultur*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Scheit, G. (2006): *Jargon der Demokratie. Über den neuen Behemoth*. Freiburg: ça ira.
- (2007): Podiumsdiskussion: Todestrieb und Politik. Politische Gewalt und islamisches Kollektiv. In: R. Göllner/L. Radonic (Hg.): *Mit Freud. Gesellschaftskritik und Psychoanalyse*. Freiburg: ça ira, 169–190.
- Schöpf, A. (Hg.) (1987): *Bedürfnis, Wunsch, Begehren*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Turnheim, M. (1993): *Freud und der Rest*. Wien: Turia & Kant.
- Vogt, R. (2001): Der »Todestrieb«, ein notwendiger, möglicher oder unmöglicher Begriff? In: *Psyche-Z Psychoanal* 55, 878–905.
- Wegener, M. (2004): *Neuronen und Neurosen*. München: Fink.
- Weiß, H. (1996): Wunsch und Intersubjektivität in der Psychoanalyse. In: R. Marx/G. Stebner (Hg.): *Ich und der Andere. Aspekte menschlicher Beziehungen*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 311–333.
- (2004), Stichwort: Wunsch. In: J. Ritter/K. Gründer/G. Gabriel (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 12*, 1086–1088.

Christine Kirchhoff, Dr. phil., Dipl.-Psych., Admiralstr. 18, 10999 Berlin,
ckirchhoff@gmx.net

25

Lilli Gast

**Zur (Psycho-) Logik des Verlusts.
Konstitutionslogische und kulturtheoretische Dimensionen einer psychoanalytischen Trope**

(Habitationsvortrag Universität Hannover, 26. Mai 2004)

»Der Weg der Realität«, schreibt Paul Ricoeur in seiner großartigen Studie über Freuds Psychoanalyse, »ist mit verlorenen Objekten gesäumt«¹, und umreißt mit diesem, doch eher lakonischen Satz, eine der essentiellen Figuren psychoanalytischen Denkens: den Verlust. In diesem Vortrag möchte ich Ihnen einige Überlegungen zu den konstitutionslogischen Implikationen des Verlustes vor allem in Freuds Œuvre vorstellen und von dort aus mögliche kulturtheoretische bzw. ethische Anschlußstellen aufsuchen. Die Leitfrage meiner Unternehmung ist, wie sich das Subjekt entlang der Geschichte seiner in ihm sedimentierten Verluste konstituiert und sich als historisches Subjekt in Zeit und Raum situiert. Die Ebene, auf der ich mich hauptsächlich bewegen werde, ist eher eine subjekttheoretisch-metapsychologische denn eine entwicklungspsychologische, auch wenn das entwicklungsdynamische Moment im Hintergrund immer wieder mit anklingt, was aufgrund der engen Verwobenheit beider Abstraktionsebenen auch gar nicht anders möglich wäre. Bei meinen Überlegungen gehe ich von der Vermutung bzw. der These aus, daß sich im Topos des Verlustes jene dialektische Bezogenheit, wie sie die Sphären der psychischen Verfaßtheit des Subjekts und des Gesellschaftlichen / Kulturellen ineinander verflacht, in besonders markanter Weise abbildet. Daß man im Innersten des Subjekts unvermeidlich auf Gesellschaftliches treffe, ist die Quintessenz der Freudrezeption Adornos, und ich denke, daß sich die tiefe Wahrheit dieser Einsicht in der Logik des Verlustes als Konstituens des historischen Subjekts nachdrücklich bezeugt.

Bereits in der Traumdeutung koppelt Freud das erste psychische Erlebnis an einen initialen Verlust. Dieser Verlust besteht in der Vergänglichkeit, der Nichtwiederholbarkeit jener Befriedigungssituation, die den Wunsch gebiert. Freud beschreibt hier wie »die Not des Lebens zuerst in Form der großen Körperbedürfnisse« an den hungrigen Säugling herantritt und wie mit der Minderung der Bedürfnisspannung ein erstes Erlebnis im psychischen Sinne statthat, nämlich das der Befriedigung. Die Milch stillt nicht nur den Hunger und baut die mit dem Hunger verbundene Spannung ab, der Milchstrom erzeugt auch Lust (i.e. bringt die Mundschleimhaut als erogene Zone hervor, verleiht ihr Bedeutung), evoziert also – gegenläufig – eine Erregung, die in gänzlich anderen, nämlich libidinösen Registern verläuft. Dieses Erlebnis von Lust, ein Überschuß zur physiologischen Spannungsreduktion und an diese nur angelehnt, verknüpft sich als Gedächtnisspur, gleichsam als erstes psychisches Engramm mit der Bedürfnisspannung und von nun an wird es keinen reinen Hunger mehr geben: »Sobald dies Bedürfnis ein nächstesmal auftritt, wird sich, dank der hergestellten Verknüpfung, eine psychische Regung ergeben, welche [...] die Situation der ersten Befriedigung wiederherstellen will.«² Freud definiert diese »erste psychische Tätigkeit«, die »auf eine Wahrnehmungsidentität, nämlich auf die Wiederholung«³ jener mit der Bedürfnisbefriedigung verknüpften Wahrnehmung zielt, als Wunsch. Der »primitive« (frühe) Weg zur Wunscherfüllung, so vermutet er weiter, erfolge durch eine »volle Besetzung« der Wahrnehmungsspur im Inneren des psychischen Apparates, so daß das Wünschen

¹ P. Ricoeur (1969). Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. S. 281

² Freud (1900 a). Die Traumdeutung, GW 2/3, S. 571

³ ebd.

zunächst, wie Freud schreibt, »in ein Halluzinieren ausläuft«, bis es unter dem Druck der »bitteren Lebenserfahrung« Umwege auf sich nimmt, von denen einer das Denken darstellt.⁴ Das Ziel des Wunsches ist klar: es ist die Wiederholung im engen Sinne der »Wieder-Herholung« einer bestimmten, als lustvoll empfundenen Situation. Nun verhält es sich jedoch so, daß, trotz der in Kauf genommenen Umwege, diese erste lustspendende und den Wunsch konstituierende Situation nie wieder in identischer Weise replizierbar sein wird; es wird eine Vielzahl ähnlicher, aber nicht identischer Situationen erlebt werden. In gewisser Weise nimmt diese erste Befriedigung bzw ihre später objektalisierte Form, das primäre Liebesobjekt, fast den Rang des Kantschen *Dings an sich* ein — es wird zum Noumenon, das sich der Repräsentation und der Symbolisierung dauerhaft entzieht, gleichwohl aber das Mannigfaltige der Anschauung evoziert⁵.

Die Bewegung der Wiederholung umkreist also einen ersten Verlust und beschreibt eine erste Konfrontation mit der Ordnung des Realen sowie des in diese Ordnung gehörenden Fortschreitens der Zeit, deren Vektor nicht umkehrbar ist und ein Gegenwärtigmachen des Vergangenen, außer in der erinnernden Vorstellung, nicht erlaubt, sondern statt dessen die Bildung unendlicher Ersatzreihen erzwingt. (»Die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug«; Wagner/Parsifal). Ausgehend vom initialen Verlust erfolgt nicht nur eine erste Verzeitlichung des werdenden Subjektes im Sinne der allmählichen Konstituierung von, zunächst unbewußten, Erinnerungsfunktionen, als welche die frühen sensorischen Engramme verstanden werden können. Hier liegen auch die Anfänge des Denkens. Der erste Gedanke, die Wahrnehmungsidentität suchend, ist mit dem Inhalt »keine Milch« umschrieben — mit einer Negation also, die auf die Abwesenheit des Erwünschten verweist und noch später zu Sprache werden wird. Es sei, bemerkt Freud bereits in der Traumdeutung, »nichts anderes als ein Wunsch, der »unseren seelischen Apparat zur Arbeit anzutreiben vermag«⁶, was wir präzisierend ergänzen können, daß der Wunsch hier, in der frühen Matrix der Subjektkonstitution, in der jene psychische Arbeit stattfindet, mit einem Verlust konfundiert ist. Oder anders formuliert: Wunsch und Verlust liegen in enger Faltung, einander umhüllend, beieinander, sind hier, in ihrem Initial, trotz ihrer Differenz nahezu ununterscheidbar ineinander verschränkt. Sie lassen sich auch in keine kausal-konstitutive Abfolge bringen, sondern bilden einen dialektischen Zirkel: Der Verlust bringt den Wunsch hervor und doch ist es erst der Wunsch, der — nachträglich — die Bedeutung des Verlusts erzeugt. Und umgekehrt: Erst in dem Versuch, einen Verlust ungeschehen zu machen, wird das im Werden begriffene Subjekt — wiederum nachträglich — zum wünschenden Subjekt, zum Subjekt des Wunsches. Und mit dieser im Grunde (ver)doppelten Nachträglichkeit öffnet sich, ich habe es bereits angedeutet, jener Spalt der Zeitlichkeit, in den das werdende Subjekt an der Basis seiner Subjektwerdung eingelassen und im weiteren Verlauf immer tiefer hineingeführt wird.

Nun befinden sich Wunsch und Verlust zwar in einem mutuellen Bedingungsgefüge, stehen aber für unterschiedliche Verweisungszusammenhänge: der Wunsch hat ein Ziel, nämlich die Wiederherstellung der Wahrnehmungsidentität und der Verlust hat ein Objekt, etwa die (mit der Milch) lustspendende Brust. Im Rekurs auf die Verwobenheit von Wunsch und Verlust ließe sich also

⁴ a.a.O., S. 571f

⁵ Lacan etwa hat das *Ding*, in Anlehnung an Kant, aber auch an Heidegger, als totales Befriedigungsobjekt umrissen, das sich fundamental entzieht. (Lang in Jahrbuch 5, 2004, S. 241)

⁶ a.a.O., S. 572

(32)

Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes

(1913)

Wie uns Freud zeigte, besteht die Entwicklung der seelischen Tätigkeitsformen der Einzelwesen darin, daß das ursprünglich herrschende Lustprinzip und der ihm eigene Verdrängungsmechanismus abgelöst werden durch die Anpassung an die Wirklichkeit, d. h. durch die auf objektive Urteilsfällung gegründete Realitätsprüfung. So entsteht aus dem „primären“ psychischen Stadium, wie es sich in den seelischen Leistungen primitiver Wesen (Tiere, Wilde, Kinder) und in primitiven Seelenzuständen (Traum, Neurose, Phantasie) kundgibt, das sekundäre Stadium des wachdenkenden Normalmenschen.

Am Anfang seiner Entwicklung versucht das neugeborene Menschenkind, das Befriedigtsein lediglich durch eindringliches Wünschen (Vorstellen) zu erlangen, wobei es die unbefriedigende Wirklichkeit einfach unbeachtet läßt (verdrängt), die gewünschte, aber mangelnde Befriedigung dagegen als vorhanden sich gegenwärtigt; es will also alle seine Bedürfnisse ohne Mühe, durch positive und negative Halluzinationen decken. „Erst das Ausbleiben der erwarteten Befriedigung, die Enttäuschung, hatte zur Folge, daß dieser Versuch zur Befriedigung auf halluzinatorischem Wege aufgegeben wurde. Anstatt seiner mußte sich

der psychische Apparat entschließen, die realen Verhältnisse der Außenwelt vorzustellen und die reale Veränderung anzustreben. Damit war ein neues Prinzip der seelischen Tätigkeit eingeführt; es wurde nicht mehr vorgestellt, was angenehm, sondern was real war, auch wenn es unangenehm sein sollte.“¹

Die bedeutsame Arbeit, in der Freud diese Grundtatsache der Psychogenese vor uns enthüllt, beschränkt sich auf die scharfe Unterscheidung der Lust- und Realitätsstadien. Zwar beschäftigt sich Freud hier auch mit Übergangszuständen, in denen beide Prinzipien des seelischen Geschehens nebeneinander gelten (Phantasie, Kunst, Geschlechtstreben), aber er läßt die Frage, ob die Entwicklung der sekundären seelischen Tätigkeitsform aus der primären allmählich oder stufenweise vor sich geht, ob sich etwa solche Entwicklungsstufen erkennen oder deren Derivate sich im gesunden oder kranken Seelenleben nachweisen lassen, zunächst unbeantwortet.

Eine frühere Arbeit Freuds, in der er uns tiefe Einblicke in das Seelenleben der Zwangsneurotiker gewährt,² macht indessen auf eine Tatsache aufmerksam, von der ausgehend man den Versuch wagen kann, die Kluft zwischen dem Lust- und dem Wirklichkeitsstadium der seelischen Entwicklung zu überbrücken.

Zwangsneurotiker, die man der Psychoanalyse unterzieht, — heißt es dort, — gestehen uns, daß sie nicht umhin können, von der Allmacht ihrer Gedanken, Gefühle, guten und bösen Wünsche überzeugt zu sein. Sie mögen noch so aufgeklärt sein, ihr doktrinäres Wissen und ihre Vernunft mögen sich noch so sehr dagegen sträuben: sie haben das Gefühl,

¹) Freud, „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens“, 1911. (Ges. Schr., Bd. V, S. 409.)

²) Freud, „Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose“, 1909. (Ges. Schr., Bd. VIII.)

daß sich ihre Wünsche unerklärlicherweise verwirklichen. Von der Wahrheit dieses Sachverhaltes kann sich jeder Analytiker beliebig oft überzeugen. Er wird erfahren, daß dem Zwangs-kranken von gewissen an sich harmlosen Denkvorgängen und Handlungen, die er vornimmt, das Wohl und Wehe anderer Menschen, ja ihr Leben oder Tod abhängig erscheint. Er muß an gewisse Zauberformeln denken oder eine bestimmte Handlung ausführen: sonst widerfährt diesem oder jenem Menschen (meist einem nahen Angehörigen) ein Unglück. Diese gefühlsmäßige abergläubische Überzeugung wird auch durch wiederholte gegen-teilige Erfahrungen nicht wankend.¹

Sehen wir hier ganz davon ab, daß die Analyse solche Zwangsgedanken und -handlungen als Substitutionen logisch richtiger, aber ob ihrer Unerträglichkeit verdrängter Wunschregungen entlarvt² und wenden wir ausschließlich der eigentümlichen Erscheinungsform dieser Zwangssymptome unsere Aufmerksamkeit zu, so müssen wir gestehen, daß diese ein Problem für sich ist.

Die psychoanalytische Erfahrung erklärte mir nun das Symptom des Allmachtsgefühls als eine Projektion der Wahrnehmung, daß man gewissen unwiderstehlichen Trieben sklavisch gehorchen muß. Die Zwangsneurose ist ein Rückfall des Seelenlebens auf jene kindliche Entwicklungsstufe, die u. a. auch dadurch gekennzeichnet war, daß sich auf ihr die hemmende, auf-schiebende, überlegende Denktätigkeit noch nicht zwischen das Wünschen und das Handeln einschaltete, sondern auf das

1) Dieser Artikel wurde abgeschlossen, bevor auf die das gleiche Thema von anderen Gesichtspunkten aus behandelnde Arbeit Freuds über „Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken“ (Totem und Tabu, 1913, Ges. Schr., Bd. X) hätte Rücksicht genommen werden können.

2) S. Freud, „Die Abwehr-Neuropsychosen“ 1893, und „Obsessions et phobies“, 1895 (Ges. Schr., Bd. I).

Wünschen von selbst und unweigerlich die wunscherfüllende Bewegung folgte: eine abwehrende Bewegung gegenüber dem Unlustvollen oder die Näherung an das Lustvolle.¹

Ein dem Bewußtsein mehr oder minder entrückter Teil des Seelenlebens blieb also — wie die Analyse nachweist — beim Zwangsneurotiker infolge einer Entwicklungshemmung (Fixierung) auf dieser kindlichen Stufe stehen und setzt das Wünschen dem Handeln gleich, weil dieser verdrängte Anteil des Seelenlebens gerade infolge der Verdrängung, der Abwendung der Aufmerksamkeit, die Unterscheidung der beiden Tätigkeiten nicht erlernen konnte, während das von Verdrängungen frei entwickelte Ich, durch Erziehung und Erfahrung gewitzigt, über diese Gleichsetzung nur lächeln kann. Daher die Zwiespältigkeit beim Zwangsneurotiker: das unerklärliche Nebeneinanderbestehen des Aufgeklärteins und des Aberglaubens.

Von dieser Erklärung des Allmachtsgefühls als autosymbolisches Phänomen² nicht voll befriedigt, stellte ich mir die Frage: Woher nimmt denn das Kind die Kühnheit, mit der es das Denken und Handeln einander gleichsetzt? Woher die Selbstverständlichkeit, mit der es nach allen Gegenständen, nach der über ihm hängenden Lampe wie nach dem leuchtenden Mond, die Hand ausstreckt, in der sicheren Erwartung, sie mit dieser Gebärde zu erreichen und in sein Machtbereich zu ziehen?

Ich erinnerte mich dann, daß nach Freuds Annahme

1) Es ist bekannt, daß kleine Kinder nach jedem glänzenden oder ihnen sonst gefallenden Gegenstand fast reflektorisch die Hand ausstrecken. Sie sind ursprünglich auch unfähig, eine irgendwie Lust bereitende „Unart“ beim Auftreten des dazu veranlassenden Reizes zu unterlassen. Ein kleiner Junge, dem das Bohren in der Nase verboten wurde, antwortete der Mutter: „Ich will ja nicht, aber meine Hand will und ich kann sie nicht hindern.“

2) So nennt Silberer die symbolisch dargestellten Selbstwahrnehmungen.

in der Allmachtsphantasie der Zwangsneurotiker „ein Stück des alten Kindergrößenwahnnes ehrlich eingestanden wird“, und versuchte es, dem Ursprung und den Schicksalen dieses Wahnes nachzugehen. Ich hoffte dabei auch über die Entwicklung des Ich vom Lust- zum Wirklichkeitsprinzip Neues zu erfahren, da es mir wahrscheinlich schien, daß die uns von der Erfahrung aufgenötigte Ersetzung des kindlichen Größenwahns durch die Anerkennung der Macht der Naturgewalten den wesentlichen Inhalt der Ich-Entwicklung ausmacht.

Freud erklärt eine Organisation, die dem Lustprinzip frönen, die Realität der Außenwelt aber vernachlässigen kann, für eine Fiktion, die aber im Säugling, wenn man nur die Mutterpflege hinzunimmt, nahezu realisiert ist.¹ Ich möchte dem hinzufügen, daß es einen Zustand der menschlichen Entwicklung gibt, der das Ideal eines nur der Lust frönenden Wesens nicht nur in der Einbildung und annähernd, sondern in der Tat und vollkommen verwirklicht.

Ich meine die im Mutterleib verbrachte Lebenszeit des Menschen. In diesem Zustand lebt der Mensch wie ein Parasit des Mutterleibes. Eine „Außenwelt“ gibt es für das aufkeimende Lebewesen nur in sehr beschränktem Maße; sein ganzes Bedürfnis nach Schutz, Wärme und Nahrung wird von der Mutter gedeckt. Ja, es hat nicht einmal die Mühe, sich des ihm zugeführten Sauerstoffes und der Nahrungsmittel zu bemächtigen, denn es ist dafür gesorgt, daß diese Stoffe durch geeignete Vorrichtungen geradewegs in seine Blutgefäße gelangen. — Im Vergleich hiezu muß z. B. ein Eingeweidewurm viel Arbeit leisten, die „Außenwelt verändern“, wenn er sich erhalten will. Alles Sorgen um den Fortbestand der Leibes-

¹) Ges. Schr., Bd. I, S. 411, Fußnote. Siehe dazu auch die Kontroverse zwischen Bleuler und Freud in dieser Frage. (Bleuler, „Das autistische Denken“, Jahrbuch, IV. Band.)

frucht ist aber der Mutter übertragen. Wenn also dem Menschen im Mutterleibe ein wenn auch unbewußtes Seelenleben zukommt, — und es wäre unsinnig zu glauben, daß die Seele erst mit dem Augenblick der Geburt zu wirken beginnt, — muß er von seiner Existenz den Eindruck bekommen, daß er tatsächlich allmächtig ist. Denn was ist Allmacht? Die Empfindung, daß man alles hat, was man will, und man nichts zu wünschen übrig hat. Die Leibesfrucht könnte aber das von sich behaupten, denn sie hat immer alles, was zur Befriedigung ihrer Triebe notwendig ist,¹ darum hat sie auch nichts zu wünschen; sie ist bedürfnislos.

Der „Kindergrößenwahn“ von der eigenen Allmächtigkeit ist also zumindest kein leerer Wahn; das Kind und der Zwangsneurotiker fordern von der Wirklichkeit nichts Unmögliches, wenn sie davon nicht abzubringen sind, daß ihre Wünsche sich erfüllen müssen; sie fordern nur die Wiederkehr eines Zustandes, der einmal bestanden hat, jener „guten alten Zeit“, in der sie allmächtig waren. (Periode der bedingungslosen Allmacht.)

Mit demselben Rechte, ja mit noch mehr Berechtigung, mit der wir die Übertragung von Erinnerungsspuren der Rassengeschichte auf das Individuum annehmen, können wir behaupten, daß die Spuren intrauteriner psychischer Vorgänge nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des nach der Geburt sich produzierenden psychischen Materials bleiben. Für diese Kontinuität der Seelenvorgänge spricht das Verhalten des Kindes unmittelbar nach der Geburt.²

¹) Infolge von Störungen, etwa durch Krankheit oder Verletzung der Mutter oder der Nabelschnur usw., kann die Not auch schon im Mutterleibe an den Menschen herantreten, ihm die Allmächtigkeit rauben und ihn zum Versuch zwingen, „die Außenwelt zu verändern“, d. h. Arbeit zu leisten. Eine solche Arbeitsleistung ist z. B. das Einatmen von Fruchtwasser bei Gefahr der Erstickung.

²) Freud hat gelegentlich darauf hingewiesen, daß die Sensationen

Das neugeborene Kind akkommodiert sich an die neue, ihm sichtlich unlustvolle Situation nicht bezüglich aller seiner Bedürfnisse gleichmäßig. Um die nach Unterbindung der Umbilikalgefäße ausbleibende Sauerstoffversorgung zu ersetzen, beginnt es sofort nach der „Entbindung“ zu atmen; der Besitz des schon intrauterin präformierten Respirationsmechanismus setzt es in den Stand, der Sauerstoffnot sofort aktiv zu steuern. Beobachtet man aber das sonstige Benehmen des Neugeborenen, so bekommt man den Eindruck, daß es von der unsanften Störung der wunschlosen Ruhe, die es im Mutterleibe genoß, durchaus nicht erbaut ist, ja, daß es in diese Situation zurückzugelangen sich sehnt. Die Pflegepersonen erkennen instinktiv diesen Wunsch des Kindes, und sobald es durch Zappeln und Schreien seiner Unlust Ausdruck verleiht, bringen sie es geflissentlich in eine Lage, die der Mutterleibssituation möglichst ähnlich ist. Sie legen es an den warmen Körper der Mutter oder wickeln es in weiche, warme Decken, Pölster ein, offenbar um ihm die Illusion des Wärmeschutzes durch die Mutter zu verschaffen. Sie schützen sein Auge vor Licht, sein Ohr vor Schallreizen und verschaffen ihm die Möglichkeit, die intrauterine Reizlosigkeit weiter zu genießen; oder sie reproduzieren die leisen und rhythmisch-monotonen Reize, die dem Kinde auch in utero nicht erspart geblieben sind (die Schaukelbewegungen beim Gehen der Mutter, die mütterlichen Herztöne, das dumpfe Geräusch, das etwa von außen doch ins Körperinnere dringt), indem sie das Kind wiegen und ihm monoton-rhythmische Wiegenlieder vorsummen.

Versuchen wir, uns in die Psyche des Neugeborenen nicht nur (wie es die Pflegepersonen tun) einzufühlen, sondern auch

des Kindes während der Geburt wahrscheinlich den ersten Angstaffekt des neuen Lebewesens provozieren, der für alle spätere Angst und Ängstlichkeit vorbildlich bleibt.

hineinzudenken, so müssen wir uns sagen, daß das hilflose Schreien und Zappeln des Kindes eine scheinbar recht un Zweckmäßige Reaktion auf die unlustvolle Störung ist, die die bisherige Befriedigungssituation infolge der Geburt plötzlich erfahren hat. Gestützt auf Überlegungen, die Freud im allgemeinen Teile seiner „Traumdeutung“ ausführt,¹ dürfen wir annehmen, daß die erste Folge dieser Störung die halluzinatorische Wiederbesetzung der vermißten Befriedigungssituation: der ungestörten Existenz im warmen, ruhigen Mutterleibe, gewesen ist. Die erste Wunschregung des Kindes kann also keine andere sein als die, in diese Situation zurückzugelangen. Das Merkwürdige an der Sache ist nun, daß sich diese Halluzination des Kindes — normale Kinderpflege vorausgesetzt — tatsächlich realisiert. Es hat sich also die bisherige bedingungslose „Allmacht“ vom subjektiven Standpunkte des Kindes nur insofern verändert, als es sich die Wunschziele nur halluzinatorisch besetzen (vorzustellen), aber an der Außenwelt sonst nichts zu ändern braucht, um nach Erfüllung dieser einzigen Bedingung die Wunscherfüllung wirklich zu erlangen. Da das Kind von der realen Verkettung der Ursachen und Wirkungen, von der Existenz und Tätigkeit der Pflegepersonen sicher keine Kenntnis hat, muß es sich im Besitze einer magischen Fähigkeit fühlen, alle Wünsche einfach durch Vorstellung ihrer Befriedigung tatsächlich realisieren zu können. (Periode der magisch-halluzinatorischen Allmacht.)

Daß die Pflegepersonen die Halluzinationen des Kindes richtig erraten haben, zeigt der Effekt ihrer Handlungsweise. Sobald die angedeuteten Maßnahmen der ersten Pflege ausgeführt wurden, beruhigt sich das Kind und „schläft ein“. Der erste Schlaf aber ist nichts anderes als die gelun-

¹ Freud, Traumdeutung. 1900. (Ges. Schr., Bd. II, S. 482 f.)

gene Reproduktion der vor Außenreizen möglichst schützenden Mutterleibssituation, wahrscheinlich mit dem biologischen Zwecke, daß die Wachstums- und regenerativen Vorgänge, ungestört durch äußere Arbeitsleistung, alle Energie auf sich konzentrieren können. Überlegungen, die in diesem Zusammenhange nicht dargelegt werden können, überzeugten mich, daß auch jedes spätere Schlafen nichts anderes ist als eine periodisch sich wiederholende Regression zum Stadium der magisch-halluzinatorischen Allmacht und mit deren Hilfe zur absoluten Allmacht der Mutterleibssituation. Nach Freud muß man für jedes nach dem Lustprinzip lebende System Einrichtungen fordern, mittels deren es sich den Reizen der Realität entziehen kann.¹ Ich denke mir nun, daß Schlaf und Traum die Funktionen solcher Einrichtungen sind, das heißt, die auch dem Erwachsenen erhalten gebliebenen Reste der halluzinatorischen Allmacht des kleinen Kindes. Das pathologische Pendant dieser Regression ist die halluzinatorische Wunscherfüllung bei Psychosen.

Da der Wunsch nach Triebbefriedigungen sich periodisch meldet, die Außenwelt aber von dem Eintreten jenes Momentes, wo der Trieb sich geltend macht, keine Kenntnis hat, genügt die halluzinatorische Repräsentation der Wunscherfüllung bald nicht mehr dazu, um die Wunscherfüllung wirklich herbeizuführen. Die Erfüllung wird an eine neue Bedingung geknüpft: das Kind muß gewisse Signale geben, also eine wenn auch inadäquate motorische Arbeit leisten, damit sich die Situation in seinem Sinne verändert und die „Vorstellungsidentität“ von der befriedigenden „Wahrnehmungsidentität“ gefolgt wird.²

Schon das halluzinatorische Stadium war durch das Auftreten unkoordinierter motorischer Entladungen bei Unlustaffekten

1) Freud, Formulierungen usw. (Ges. Schr., Bd. V.)

2) S. Freud, Traumdeutung. 1900. (Ges. Schr., Bd. II, S. 482 f.)

charakterisiert (Schreien, Zappeln). Diese benützt nun das Kind als magische Signale, auf deren Ruf dann die Wahrnehmung der Befriedigung (natürlich mit äußerer Hilfe, von der aber das Kind keine Ahnung hat) prompt eintrifft. Das subjektive Empfinden des Kindes bei diesen Vorgängen ist dem eines wirklichen Zauberers zu vergleichen, der nur eine bestimmte Geste vorzunehmen hat, damit in der Außenwelt die kompliziertesten Ereignisse nach seinem Willen vor sich gehen.¹

Wir merken, wie die Allmacht des menschlichen Lebewesens bei Zunahme der Kompliziertheit der Wünsche an immer mehr „Bedingungen“ geknüpft wird. Bald genügen auch diese Abfuhräußerungen nicht mehr, um die Befriedigungssituation hervorzurufen. Die sich mit der Entwicklung immer spezieller gestaltenden Wünsche erfordern entsprechend spezialisierte Signale. Solche sind zunächst: die Nachahmungen der

1) Wenn ich in der Pathologie nach einem Analogon dieser Entladungen suche, muß ich immer an die genuine Epilepsie, diese problematischste unter den großen Neurosen, denken. Und obwohl ich ohne weiteres zugebe, daß in der Frage der Epilepsie Physiologisches und Psychologisches schwer zu sondern ist, erlaube ich mir doch darauf aufmerksam zu machen, daß die Epileptiker als ungemein „empfindliche“ Menschen bekannt sind, hinter deren Unterwürfigkeit beim leisesten Anlaß furchtbare Wut und Selbstherrlichkeit zum Vorschein kommt. Diese Charaktereigenschaft wurde bisher meist als sekundäre Entartung, als Folge oft wiederholter Anfälle gedeutet. Man muß aber auch an eine andere Möglichkeit denken: an die nämlich, ob denn die epileptischen Anfälle nicht als Regressionen in die infantile Periode der Wunscherfüllung mittels unkoordinierter Bewegungen zu betrachten sind. Die Epileptiker wären dann Wesen, bei denen sich die Unlustaffekte aufhäufen und sich periodisch in Paroxysmen abreagieren. Erwiese sich diese Erklärung als brauchbar, so müßten wir die Fixierungsstelle für eine spätere Erkrankung an Epilepsie in dieses Stadium der unkoordinierten Wunschausprägungen verlegen. — Das irrationelle Strampeln mit den Füßen, das Ballen der Fäuste, das Zähneknirschen usw. bei Zornesausbruch wäre eine mildere Form derselben Regression bei sonst gesunden Menschen.

Saugbewegungen mit dem Mund, wenn der Säugling gestillt werden will, und die charakteristischen Äußerungen mittels Stimme und Bauchpresse, wenn es von den Exkrementen gereinigt werden möchte. Allmählich lernt das Kind auch, die Hand nach den Gegenständen auszustrecken, die es haben will. Später entwickelt sich daraus eine förmliche Gebärdensprache: durch entsprechende Kombination der Gesten vermag das Kind ganz spezielle Bedürfnisse zu äußern, die denn auch sehr oft wirklich befriedigt werden, so daß sich das Kind — wenn es nur die Bedingung der Wunschäußerung mittels entsprechender Gesten einhält — immer noch allmächtig vorkommen kann: Periode der Allmacht mit Hilfe magischer Gebärden.

Auch diese Periode hat einen Vertreter in der Pathologie; der merkwürdige Sprung aus der Gedankenwelt in die Körperlichkeit, als welche Freud die hysterische Konversion entlarvt hat,¹ wird uns verständlicher, wenn wir sie als eine Regression auf das Stadium der Gebärdenmagie auffassen. Die Psychoanalyse zeigt uns in der Tat, daß die hysterischen Anfälle verdrängte Wünsche der Patienten mit Hilfe von Gebärden als erfüllt darstellen. — Im Seelenleben Normaler ist die Unzahl abergläubischer oder sonst für wirkungsvoll gehaltener Gebärden (Gebärde des Fluchs, des Segens, des Händefaltens beim Beten usw.) ein Rest jener Entwicklungsperiode des Realitätssinnes, in der man sich noch mächtig genug fühlte, mit Hilfe solcher harmloser Gesten die — allerdings ungeahnte — Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens durchbrechen zu können. Zauberer, Wahrsager und Magnetiseure finden mit der Behauptung solcher Machtvollkommenheit ihrer Gebärden immer noch Glauben und auch der Neapolitaner wehrt sich gegen den bösen Blick mit einer symbolischen Geste.

¹) S. Freuds Arbeiten in den „Studien über Hysterie“. 1885. (Ges. Schr., Bd. I.)

Mit der Zunahme des Umfangs und der Kompliziertheit der Bedürfnisse mehren sich natürlich nicht nur die „Bedingungen“, denen sich das Individuum unterwerfen muß, wenn es seine Bedürfnisse befriedigt sehen will, sondern auch die Zahl der Fälle, in denen seine immer dreisteren Wünsche selbst bei strenger Einhaltung der einmal wirkungsvoll gewesenen Bedingungen unerfüllt bleiben. Die ausgestreckte Hand muß oft leer zurückgezogen werden, der ersehnte Gegenstand folgt der magischen Geste nicht. Ja, eine unbezwingliche feindliche Macht mag sich dieser Geste mit Gewalt entgegensetzen und die Hand zwingen, ihre frühere Lage einzunehmen. Hat sich bislang das „allmächtige“ Wesen mit der ihm gehorchenden, seinen Winken folgenden Welt eins fühlen können, so kommt es allmählich zu einem schmerzlichen Zwiespalt innerhalb seiner Erlebnisse. Es muß gewisse tückische Dinge, die seinem Willen nicht gehorchen, als Außenwelt vom Ich, d. h. die subjektiven psychischen Inhalte (Gefühle) von den objektivierten (den Empfindungen) sondern. Ich benannte einmal das erste dieser Stadien die Introjektionsphase der Psyche, da hier noch alle Erfahrungen ins Ich aufgenommen werden, die spätere die Projektionsphase.¹ Man könnte nach dieser Terminologie die Allmachtsstadien auch als Introjektionsstufen, das Realstadium als Projektionsstufe der Ichentwicklung ansprechen.

Doch auch die Objektivierung der Außenwelt zerreißt zunächst nicht jeden Faden zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich. Das Kind lernt zwar, sich damit zu bescheiden, daß es nur über einen Teil der Welt, über das „Ich“ verfügen kann, der Rest, die Außenwelt aber seinen Wünschen oft Widerstand entgegensetzt, es hängt aber immer noch dieser Außenwelt

¹) S. Introjektion und Übertragung. 1909, S. 9 dieses Bandes.

Qualitäten an, die es an sich kennen gelernt hat, d. h. Ichqualitäten. Alles spricht dafür, daß das Kind eine animistische Periode der Realitätsauffassung durchmacht, in der ihm jedes Ding beseelt vorkommt und es in jedem Ding seine eigenen Organe und deren Tätigkeiten wiederzufinden sucht.¹

Es wurde einmal gegen die Psychoanalyse die spöttische Bemerkung laut, daß nach dieser Lehre das „Unbewußte“ in jedem konvexen Gegenstand einen Penis, in jedem konkaven die Vagina oder den Anus sieht. Ich finde, daß dieser Satz die Tatsachen gut charakterisiert. Die kindliche Psyche (und die daraus restierende Tendenz des Unbewußten beim Erwachsenen) kümmert sich am eigenen Leibe zunächst ausschließlich, später hauptsächlich um die Befriedigung seiner Triebe, um die Lustbefriedigungen, die ihm das Saugen, das Essen, die Berührung der erogenen Körperpartien und die Exkretionsfunktionen verschaffen; was Wunder, wenn auch seine Aufmerksamkeit in erster Linie durch solche Dinge und Vorgänge der Außenwelt gefesselt wird, die auf Grund einer noch so entfernten Ähnlichkeit an die ihm liebsten Erlebnisse erinnern.

Es entstehen so jene innigen, fürs ganze Leben bestehenden bleibenden Beziehungen zwischen dem menschlichen Körper und der Objektwelt, die wir die symbolischen heißen. Einerseits sieht das Kind in diesem Stadium in der Welt nichts als Abbilder seiner Leiblichkeit, andererseits lernt es, die ganze Mannigfaltigkeit der Außenwelt mit den Mitteln seines Körpers darzustellen. Diese Fähigkeit zur symbolischen Darstellung ist eine bedeutende Vervollständigung der Gebärdensprache; sie befähigt das Kind zum Signalisieren nicht nur solcher Wünsche, die unmittelbar seine Körperlichkeit angehen, sondern auch zur Äußerung von Wünschen, die sich auf die Veränderung der

¹) Zum Thema des Animismus siehe auch die Abhandlung „Über Naturgefühl“ von Dr. Hanns Sachs (Imago, I, 1912).

nunmehr als solche erkannten Außenwelt beziehen. Ist das Kind von liebevoller Pflege umgeben, so muß es selbst in diesem Stadium seiner Existenz die Illusion seiner Allmacht nicht aufgeben. Es braucht ja immer noch einen Gegenstand nur symbolisch darzustellen, und das (beseelt geglaubte) Ding „kommt“ oft wirklich zu ihm; denn diesen Eindruck muß das animistisch denkende Kind bei der Befriedigung seiner Wünsche haben. Allerdings läßt ihn die Ungewißheit des Eintreffens der Befriedigung allmählich ahnen, daß es auch höhere, „göttliche“ Mächte gibt (Mutter oder Amme), deren Gunst es besitzen muß, soll der magischen Gebärde die Befriedigung auf dem Fuße folgen. Übrigens ist auch die Befriedigung unschwer erfüllt, besonders bei großer Nachgiebigkeit der Umgebung.

Eines der körperlichen „Mittel“, die das Kind zur Darstellung seiner Wünsche und der von ihm gewünschten Gegenstände verwertet, gelangt dann zu besonderer, alle anderen Darstellungsmittel überflügelnder Bedeutung — nämlich die Sprache. Die Sprache ist ursprünglich¹ die Nachahmung, d. h. stimmliche Darstellung der durch die Dinge produzierten oder mit ihrer Hilfe produzierbaren Laute und Geräusche; die Geschicklichkeit der Sprachorgane gestattet eine viel größere Mannigfaltigkeit von Gegenständen und von Vorgängen der Außenwelt, und zwar viel einfacher, zu reproduzieren, als es mit Hilfe der Gebärdensprache möglich war. Die Gebärdensymbolik wird so von der Sprachsymbolik abgelöst: gewisse Reihen von Lauten werden mit bestimmten Dingen und Vorgängen in feste assoziative Verbindung gebracht, ja, allmählich mit diesen Dingen und Vorgängen identifiziert. Daraus erwächst der große Fortschritt, daß man der schwerfälligen bildlichen Vorstellung

¹) S. Kleinpaul, *Leben der Sprache* (Leipzig, 1893), und Dr. Sperber, *Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache* (Imago, I, 1912).

und der noch schwerfälligeren dramatischen Darstellung enthoben wird; die Vor- und Darstellung jener Reihe von Sprachlauten, die wir Worte nennen, gestattet eine weit spezialisiertere und ökonomischere Fassung und Äußerung der Wünsche. Zugleich ermöglicht die Sprachsymbolik das bewußte Denken, indem es sich an die an sich unbewußten Denkprozesse assoziiert und ihnen wahrnehmbare Qualitäten verleiht.¹

Nun ist das bewußte Denken mittels Sprachzeichen die höchste Leistung des psychischen Apparates, die schon die Anpassung an die Realität durch Aufhalten der reflektorischen motorischen Abfuhr und der Unlustentbindung ermöglicht. Und trotzdem versteht das Kind sein Allmachtsgefühl selbst in diesem Stadium seiner Entwicklung hinüberzuretten. Die gedanklich gefaßten Wünsche des Kindes sind nämlich noch so wenig zahlreich und von verhältnismäßig so unkomplizierter Art, daß es der aufmerksamen, um das Wohl des Kindes besorgten Umgebung leicht gelingt, die meisten dieser Gedanken zu erraten. Die das Denken (besonders bei Kindern) immer noch begleitenden mimischen Äußerungen machen den Erwachsenen diese Art Gedankenlesen besonders leicht. Und wenn gar das Kind seine Wünsche in Worte faßt, so beeilt sich die hilfsbereite Umgebung, sie womöglich sofort zu erfüllen. Das Kind aber dünkt sich dabei wirklich im Besitze zauberhafter Fähigkeiten, befindet sich also in der Periode der magischen Gedanken und der magischen Worte.²

Und dieses Stadium der Realitätsentwicklung ist es, auf das die Zwangsneurotiker zu regredieren scheinen, wenn sie vom Gefühle der Allmacht ihrer Gedanken und Wortformeln nicht

¹) S. Freud, Traumdeutung. (Ges. Schr., Bd. II, S. 519.)

²) Die psychologische Erklärung der „Magie“ schließt natürlich die Möglichkeit nicht aus, daß in diesem Glauben auch die Vorahnung physikalischer Tatsachen (Telepathie usw.) steckt.

abzubringen sind, und wenn sie, wie es Freud nachgewiesen hat, das Denken an Stelle des Handelns setzen. Im Aberglauben, in der Zauberei und im religiösen Kult spielt dieser Glaube an die unwiderstehliche Macht gewisser Gebets-, Fluch- und Zauberformeln — die man nur innerlich denken oder die man nur laut aussprechen muß, damit sie wirken — eine ungeheure Rolle.¹

Diesem fast unheilbaren Größenwahne des Menschen widersprechen nur scheinbar jene Neurotiker, bei denen man hinter der hastigen Sucht nach Erfolgen sofort auf ein, auch den Patienten selbst wohl bekanntes Minderwertigkeitsgefühl (Adler) stößt. Die in die Tiefe reichende Analyse beweist in jedem solchen Falle, daß diese Minderheitsgefühle keineswegs etwas Letztes, die Neurose Erklärendes sind, sondern bereits die Reaktionen auf ein übertriebenes Allmachtsgefühl, an das solche Kranke in ihrer ersten Kindheit fixiert wurden und das es ihnen unmöglich machte, sich an eine spätere Versagung anzupassen. Die manifeste Größensucht dieser Leute ist aber nur eine „Wiederkehr des Verdrängten“, ein hoffnungsloser Versuch, die ursprünglich mühelos genossene Allmacht auf dem Wege der Veränderung der Außenwelt wieder zu erlangen.

Wir können nur wiederholen: alle Kinder leben im glücklichen Wahne der Allmacht, der sie irgend einmal — wenn auch etwa nur im Mutterleibe — wirklich teilhaftig waren. Es hängt von ihrem „Daimon“ und ihrer „Tyche“ ab, ob sie die Allmachtsgefühle auch ins spätere Leben hinüberretten — und Optimisten werden können, oder ob sie die Zahl der Pessimisten vermehren werden, die sich mit der Versagung

¹) Auch den obszönen Worten ist diese „Allmächtigkeit“ („motorische Kraft“) in hohem Maße eigen. S. meine Ausführungen: Über obszöne Worte, dieser Band S. 171.

ihrer unbewußten irrationellen Wünsche nie versöhnen, sich durch die wichtigsten Anlässe beleidigt, zurückgesetzt fühlen und für Stiefkinder des Schicksals halten, — weil sie nicht seine einzigen oder Lieblingskinder bleiben können.

Erst von der vollen psychischen Ablösung von den Eltern rechnet Freud das Ende der Herrschaft des Lustprinzips. Dieser in den Einzelfällen äußerst variable Zeitpunkt ist es auch, wo das Allmachtsgefühl der vollen Würdigung der Macht der Verhältnisse Platz macht. Seinen Höhepunkt erlangt der Realitätssinn in der Wissenschaft, während die Allmachtsillusion in ihr die größte Erniedrigung erfährt: die frühere Allmacht löst sich hier in lauter „Bedingungen“ auf. (Konditionalismus, Determinismus.) In der Lehre von der Willensfreiheit besitzen wir allerdings auch eine optimistische, immer noch Allmachtsphantasien realisierende philosophische Doktrin.

Die Anerkennung der Bedingtheit unserer Wünsche und Gedanken bedeutet das Maximum der normalen Projektion, d. h. Objektivierung. Es gibt aber auch einen psychischen Krankheitszustand, die Paranoia, die u. a. auch dadurch charakterisierbar ist, daß sie sogar die eigenen Wünsche und Gedanken zur Außenwelt schlägt, projiziert.¹ Es liegt nahe, die Fixierungsstelle dieser Psychose in die Zeit des endgültigen Verzichtes auf Allmacht zu verlegen, d. h. in die Projektionsphase des Realitätssinnes.

Die Entwicklungsstufen des Realitätssinnes wurden in den bisherigen Erörterungen nur an den egoistischen, in den Dienst der Selbsterhaltung gestellten sogenannten „Ichtrieben“ dargestellt; die Realität hat eben, wie es Freud festgestellt hat,

¹) Freud: Die Abwehrneurosepsychosen. 1894. (Ges. Schr., Bd. I.)
Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschr. Fall von Paranoia 1911, (Ges. Schr., Bd. VIII) und Ferenczi: Über die Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia. (Dieser Band S. 120.)

innigere Beziehungen zum „Ich“ als zur Sexualität, einerseits, weil die letztere weniger von der Außenwelt abhängig ist (sie kann sich lange autoerotisch befriedigen), andererseits, weil sie während der Latenzzeit unterdrückt ist und gar nicht mit der Realität in Berührung kommt. Die Sexualität bleibt also zeitlebens mehr dem Lustprinzip unterworfen, während das Ich nach jeder Mißachtung der Wirklichkeit sofort die bitterste Enttäuschung erfahren müßte.¹ Betrachten wir nun das Luststadium charakterisierende Allmachtsgefühl in der Sexualentwicklung, so müssen wir feststellen, daß hier die „Periode der bedingungslosen Allmacht“ bis zum Aufgeben der autoerotischen Befriedigungsarten andauert, wo doch das Ich schon längst an die sich immer mehr komplizierenden Bedingungen der Realität angepaßt ist und über die Stadien der magischen Gebärden und Worte hinaus, fast schon bei der Kenntnis der Allmacht der Naturgewalten anlangte. Autoerotismus und Narzißmus sind also die Allmachtsstadien der Erotik; und da der Narzißmus überhaupt nie aufhört, sondern nebst der Objekterotik immer auch erhalten bleibt, so kann man sagen, daß — insofern man sich darauf beschränkt, sich selber zu lieben — man sich die Illusion der Allmacht in Sachen der Liebe zeitlebens bewahren kann. Daß der Weg zum Narzißmus zugleich der stets gangbare Regressionsweg nach jeder Enttäuschung am Objekte ist, ist zu bekannt, um bewiesen werden zu müssen; autoerotisch-narzißtische Regressionen von pathologischer Stärke dürften hinter den Symptomen der Paraphrenie (Dementia praecox) und der Hysterie vermutet werden, während die Fixierungsstellen der Zwangsneurose und der Paranoia auf der Entwicklungslinie der „erotischen Realität“ (der Nötigung zur Objektfindung) zu finden sein dürften.

¹) Freud: Formulierungen usw. (Ges. Schr., Bd. V.)

Diese Verhältnisse sind aber noch nicht bei allen Neurosen gehörig studiert, so daß wir uns bezüglich der Neurosenwahl mit der allgemeinen Formulierung Freuds zufrieden geben müssen, daß die Entscheidung über die spätere Erkrankungsart davon abhängt: „in welcher Phase der Ich- und der Libidoentwicklung die disponierende Entwicklungshemmung eingetroffen ist“.

Man kann es immerhin schon wagen, diesem Satz einen zweiten anzureihen; wir vermuten, daß der Wunschgehalt der Neurose, d. h. die Arten und Ziele der Erotik, die die Symptome als erfüllt darstellen, von der Phase der Libidoentwicklung an der Fixierungsstelle abhängt, während über den Mechanismus der Neurosen wahrscheinlich jenes Stadium der Ichentwicklung entscheidet, in dem sich das Individuum zur Zeit der disponierenden Hemmung befand. Es ist eben ganz gut denkbar, daß bei der Regression der Libido auf frühere Entwicklungsstufen auch die zur Fixierungszeit herrschend gewesene Stufe des Realitätssinnes in den Mechanismen der Symptombildung wieder auflebt. Da nämlich diese frühere Art der „Realitätsprüfung“ dem aktuellen Ich des Neurotikers unverständlich ist, kann sie ohne weiteres in den Dienst der Verdrängung gestellt und zur Darstellung zensurierter Gefühls- und Gedankenkomplexe verwendet werden. Die Hysterie und Zwangsneurose wären z. B. nach dieser Auffassung einerseits durch eine Regression der Libido auf frühere Entwicklungsstufen (Autoerotismus, Ödipismus), andererseits in ihren Mechanismen durch einen Rückfall des Realitätssinnes auf die Stufe der magischen Gebärden (Konversion) oder der magischen Gedanken (Gedankenallmacht) charakterisiert. Ich wiederhole: es wird noch langer mühsamer Arbeit bedürfen, bis die Fixierungsstellen

aller Neurosen mit Sicherheit festgestellt sein werden. Hier wollte ich nur auf eine — mir allerdings plausible — Möglichkeit der Lösung hinweisen.

Was wir über die Phylogenese des Realitätssinnes ahnen, läßt sich zurzeit nur als wissenschaftliche Prophezeiung darstellen. Vermutlich gelingt es einmal, die einzelnen Entwicklungsstadien des Ich und deren neurotische Regressionstypen mit den Etappen der Stammesgeschichte der Menschheit in Parallele zu bringen, ähnlich wie z. B. Freud im Seelenleben der Wilden die Charaktere der Zwangsneurose wiederfand.¹

Im allgemeinen stellt sich die Entwicklung des Realitätssinnes als eine Reihe von Verdrängungsschüben dar, zu denen der Mensch nicht durch spontane „Entwicklungsbestrebungen“, sondern durch die Not, durch Anpassung erheischende Versagung gezwungen wird. — Die erste große Verdrängung wird durch den Geburtsvorgang notwendig gemacht, die wohl sicher ohne aktive Mithilfe, ohne „Absicht“ des Kindes zustande kommt. Die Leibesfrucht wäre viel lieber auch weiter ungestört im Mutterleibe geblieben, wird aber grausam in die Welt gesetzt, muß die liebgewonnenen Befriedigungsarten vergessen (verdrängen) und sich an neue anpassen. Dasselbe grausame Spiel wiederholt sich bei jedem neuen Stadium der Entwicklung.²

Es ist vielleicht erlaubt, die Vermutung zu wagen, daß es die geologischen Veränderungen der Erdoberfläche mit ihren

1) Freud: „Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker.“ 1912—13. (Ges. Schr., Bd. X.)

2) Bei konsequenter Durchführung dieses Gedankenganges muß man sich mit der Idee einer auch das organische Leben beherrschenden Beharrungs-, resp. Regressionstendenz vertraut machen, während die Tendenz nach Fortentwicklung, Anpassung usw. nur auf äußere Reize hin lebendig wird.

katastrophalen Folgen für die Stammvorderen der Menschheit gewesen seien, die zur Verdrängung liebgewonener Gewohnheiten und zur „Entwicklung“ gezwungen haben. Solche Katastrophen können die Verdrängungsstellen in der Entwicklungsgeschichte des Stammes gewesen sein und zeitliche Lokalisation und Intensität solcher Katastrophen mögen über den Charakter und die Neurosen der Rassen entschieden haben. Nach einer Aussage von Professor Freud ist der Rassencharakter der Niederschlag der Rassengeschichte. Haben wir uns aber einmal so weit über das sicher Wißbare hinausgewagt, so dürfen wir auch vor der letzten Analogie nicht zurückscheuen und den großen Verdrängungsschub des Individuums, die Latenzzeit mit der letzten und größten Katastrophe, die unsere Stammvorderen (schon zu einer Zeit, wo es sicher Menschen auf der Erde gegeben hat) traf, d. i. mit dem Elend der Eiszeiten in Konnex bringen, die wir in unserem Individualleben immer noch getreulich wiederholen.¹

Das neugierig ungestüme Alleswissenwollen, das mich in diesen letzten Ausführungen in märchenhafte Fernen der Vergangenheit verführte und das noch Unwißbare mit Hilfe von Analogien überbrücken ließ, bringt mich zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen: zum Thema der Blüte und des Niederganges des Allmachtsgefühls zurück. Die Wissenschaft muß

¹) Der Auffassung, daß nur äußerer Zwang und nie spontaner Drang das Verlassen gewohnter Mechanismen (Entwicklung) veranlaßt, scheinen Fälle zu widersprechen, in denen die Entwicklung den realen Bedürfnissen vorausläuft. Ein Beispiel dafür war die Entwicklung des Respirationsmechanismus schon in utero. Das kommt aber nur in der Ontogenese vor und ist hier schon als Rekapitulation eines notgedrungenen Entwicklungsvorganges in der Stammesgeschichte zu betrachten. Auch die Übungsspiele der Tiere (Groos) sind wohl nicht Vorstufen einer künftigen Rassenfunktion, sondern Wiederholungen phylogen erworbener Fähigkeiten. Sie gestatten also eine rein historisch-kausale Erklärung und zwingen nicht zur finalen Betrachtungsweise.

sich von dieser Illusion — wie gesagt — lossagen, oder zumindest immer wissen, wann sie das Gebiet der Hypothesen und Phantasien betritt. In den Märchen dagegen sind und bleiben die Allmächtigkeitsphantasien die herrschenden.¹ Gerade wo wir uns vor den Naturgewalten am tiefsten beugen müssen, kommt uns das Märchen mit seinen typischen Motiven zu Hilfe. Wir sind in der Realität schwach, darum sind die Helden der Märchen stark und unbesiegbar; wir sind durch Zeit und Raum in unserer Tätigkeit und unserem Wissen beengt und gehemmt: darum lebt man im Märchen ewig, ist gleichzeitig an hundert Orten, sieht in die Zukunft und weiß die Vergangenheit. Schwere, Härte, Undurchdringlichkeit der Materie stellen sich uns jeden Augenblick hinderlich in den Weg: im Märchen aber hat der Mensch Flügel, seine Augen durchdringen die Wände, sein Zauberstab öffnet ihm alle Türen. Die Wirklichkeit ist hartes Kämpfen ums Dasein; im Märchen genügen die Zauberworte: „Tischlein deck dich!“ Man lebt in unausgesetzter Furcht vor Angriffen gefährlicher Tiere und grimmiger Feinde; im Märchen befähigt eine Tarnkappe zu jeder Verwandlung und macht uns unerreichbar. Wie schwer erreicht man in der Realität die Liebe, die alle unsere Wünsche erfüllen könnte: im Märchen ist der Held unwiderstehlich oder er bezaubert mit einer magischen Gebärde.

Das Märchen also, in dem die Erwachsenen so gerne die eigenen unerfüllten und verdrängten Wünsche ihren Kindern erzählen, bringt eigentlich die verlorene Allmachtssituation zu einer letzten, künstlerischen Darstellung.

¹) Vgl. Fr. Riklin: Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen. (Schriften zur angewandten Seelenkunde, Heft 2.)

wissenschaftliche Laufbahn als Neurologe auf und eröffnete ohne großen Enthusiasmus eine Privatpraxis als Nervenarzt. Ob er schon ahnte, daß er damit den Schritt in ein neues Forschungsgebiet tat? „Von der Wissenschaft zu scheiden, ist mir schwer geworden“, schrieb er seiner Braut, fügte aber sogleich hinzu: „Wenn ich auf eine Stimme hören sollte, die manchmal in mir laut wird, so ist auch diese Trennung keine endgültige“ (zit. nach Jones 1960, 86).

Als Nervenarzt sah sich Freud täglich mit den Krankheitserscheinungen der damals weit verbreiteten Hysterie konfrontiert. Die Hysterie ist äußerlich geprägt durch auffallende Funktionsstörungen, Lähmungen, Schluck- und Sehbeschwerden, Schmerzen, Bewußtseinsausfällen usw., geprägt also durch schwere körperliche Symptome, für die sich aber keine organische Ursache finden läßt. Der damaligen Medizin, die eben auf dem Feld der Infektionskrankheiten und der Chirurgie erste bahnbrechende Erfolge erzielt hatte, mußte eine Krankheit, die nicht organisch gefaßt und behandelt werden kann, ein Ärgernis, ja ein Widerspruch in sich sein. Und also – frei nach Morgenstern – „schließt sie messerscharf, daß nicht sein kann, was nicht sein darf“: Hysteriker sind keine Kranken, sie sind Simulanten. So einfach ist das.

Freud jedoch gelang es nicht, vor dem „neurotischen Elend“ die Augen zu verschließen. Aufbauend auf den Erkenntnissen von Ärzten, die unter Hypnose die hysterischen Symptome zeitweilig zum Verschwinden bringen konnten, machte er sich zusammen mit Joseph Breuer daran, das *subjektive Erleben* hysterischer Patienten zu erkunden. Statt der organischen *Ursachen*, die es im spezifischen Sinne nicht gibt, suchte er die *Gründe* der hysterischen Äußerungen im Erleben des Menschen. Es gelang ihm, hysterische Symptome als körperliche Darstellung psychischer Wirklichkeit zu *verstehen*. Damit hat er wahrhaftig einen grundsätzlich neuen Weg medizinischer Forschung beschritten, der tief ins unbewußte Leben des Menschen hineinführt. Er lernte, die neurotischen Symptome als etwas Bedeutungsvolles zu sehen. Sie drücken einen Sinn aus, aber in einer Körpersprache, die dem unmittelbaren Verständnis entzogen ist. Die Sprache der Symptome ist in eigenartiger Weise „entstellt“, folgt einer ganz anderen Grammatik als die verbale Sprache des Bewußtseins. Die hysterischen Symptome verweisen auf etwas im eigenen Inneren, von dem der Betreffende nichts weiß. Der Hysteriker, sagt Freud, leidet an Reminiszenzen. Diese Reminiszenzen erweisen sich regelmäßig als Erinnerungen an affektiv bedeutsame Erlebnisse mit bedeutsamen Beziehungspersonen der Kindheit. Sie sind innere Niederschläge intensiver Wünsche und Phantasien, die in den Beziehungen, zu denen sie gehörten, nicht gelebt werden konnten, unbefriedigt und unverarbeitet, unintegriert und unverwendbar blieben, und daher in die unbewußten Phantasien und ihre Wucherungen abgedrängt worden sind.

Was Freud am Beispiel der hysterischen Symptome aufdecken konnte, gilt gleichermaßen für die gesamte Psychopathologie in ihren mannigfaltigen Formen, von den Neurosen – neben der Hysterie die Phobie und Zwangsneurose – bis zum psychotischen Wahn, von der harmlosen funktionellen und vegetativen Störung bis hin zur tödlichen psychosomatischen Krankheit. Es gilt für Depressionen, Sexual-, Beziehungs- und Arbeitsstörungen und den oft damit verbundenen Minderwertig-

3b

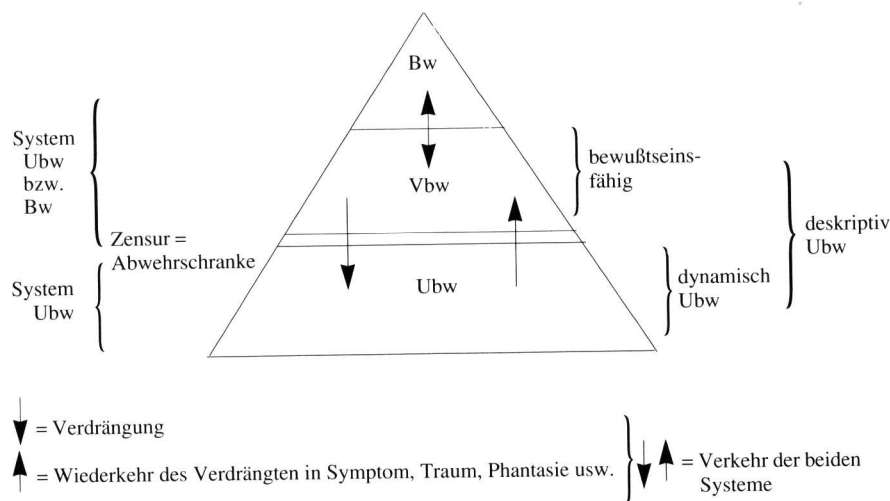
keitsgefühlen. Sie alle sind äußerer Ausdruck unbewußter Konflikte. Damit nicht genug. Was Freud als die „Psychopathologie des Alltagslebens“ beschrieben hat, die Fehlleistungen und Symptomhandlungen, sind ebenso Manifestationen, Abkömmlinge unbewußter Phantasien wie Witz, Traum, Tagtraum und Phantasie, bis hin zur künstlerischen Schöpfung. So wurde die „unbewußte Phantasie“ – ein Widersinn für jede Bewußtseinspsychologie – zu einem der wichtigsten Gegenstandsbegriffe der Psychoanalyse.

Der Grundstein für das psychoanalytische Konzept des Unbewußten ist gelegt. Was vorher unverständlich war und unsinnig wirkte, wird jetzt als *Abkömmling, als Manifestation des Unbewußten* erkennbar und sinnvoll. Freud hat damit „alle Welt herausgefordert“ und „die größten Geister der Kritik gegen die Psychoanalyse aufgerufen“ (Freud 1916–17, 287 u. 294). Warum eigentlich, wo doch das Unbewußte so sehr im Schwange war? Freud hat sich mit seiner Konzeption des Unbewußten tatsächlich zwischen alle Stühle gesetzt. Mit der Anerkennung der Bedeutung unbewußter Erinnerungen und Phantasien für die Psychopathologie hat er die Mediziner und Psychologen vergrault. Auf der anderen Seite bedeutet der nüchterne Begriff des Unbewußten, der einen konkreten Sachverhalt in einem wissenschaftlichen Konzept faßt, die Entmystifizierung der romantischen Verklärung des Unbewußten durch die Philosophie und Literatur der damaligen Zeit. Der psychoanalytische Begriff des Unbewußten hat mit Klages' *intuitivem, schöpferischen Seelengrund*, Schopenhauers *Weltwillen* und Nietzsches *dionysischem Lebens- und Machttrieb* nichts gemein. Nicht daß, sondern *wie* Freud vom Unbewußten zu sprechen begonnen hat, hat alle Welt herausgefordert. Daß er das Unbewußte aus dem Bereich unverbindlicher schöngeistiger Spekulation und literarischer Deskription herausholte, es konkretisierte, konfliktualisierte und zum Gegenstand eines psychologisch-wissenschaftlichen Diskurses machte, trug ihm die Kritik und Ablehnung der Dichter und Philosophen einerseits, der Ärzte und Psychologen andererseits ein. Die Psychoanalyse unterscheidet sich in ihrem Ansatz und in ihrer Gegenstandsbestimmung von anderen Psychologien, wie etwa der Verhaltenspsychologie oder der kognitiven Psychologie.

B. Das Vorbewußte und das dynamisch Unbewußte: Das topische Modell

Es ist eine Binsenwahrheit, daß alles nicht Gewußte in gewissem Sinne unbewußt ist. Die Fähigkeit des Menschen, gleichzeitig mehrere Dinge im Bewußtsein zu halten, ist beschränkt. Das momentane Bewußtsein ist lediglich die Spitze des sprichwörtlichen Eisberges. Die psychische Organisation des Menschen ist aber mit einem Gedächtnis ausgestattet, dessen Kapazität fast unbegrenzt ist. Ein mehr oder weniger großer Teil ist jederzeit verfü- und abrufbar. Freud nennt das verfügbare Gedächtnis *vorbewußt*. Das Vorbewußte ist zwar unbewußt, aber, wie Freud sagt, lediglich in einem *deskriptiven Sinn*. Es ist potentiell bewußt, folgt den Gesetzmäßigkeiten des Bewußtseins und ist Sprache, rationalem Denken und Urteilen zugänglich.

Freud hat die Unterscheidung von bewußten und unbewußten psychischen „Orten“ das *topische Modell* der Psyche genannt. Es läßt sich in einer einfachen Skizze veranschaulichen:



56

Verstehen wir Abwehr als psychische Konfliktverarbeitung, ist Verdrängung allerdings mehr als ein pathologischer Vorgang. Spätestens wenn wir uns mit dem ödipalen Konflikt und seinem Schwinden befassen werden, wird ihre Bedeutung für die Bildung psychischer Struktur offensichtlich werden. Sie dient der Verarbeitung der tiefsten Wünsche, die dem sich entwickelnden Menschen aber auch auf unerklärliche Weise gefährlich erscheinen müssen und ihn nach neuen Möglichkeiten der Befriedigung suchen lassen. Anders stünde die Entwicklung still. Wäre das Verdrängte ein für allemal erledigt, brauchten wir keinen Gedanken daran zu verschwenden. Verdrängen heißt nicht entsorgen, und das Unbewußte ist nicht der Mülleimer der Seele. Gerade das nicht. Es enthält und schützt die unverlierbaren, unaufgebbaren Leidenschaften des Menschen, allerdings auf Kosten ihrer Realisierung im Leben. Die psychischen Konflikte sind Konflikte der Leidenschaft, Konflikte von Liebe und Haß. Psychoanalyse ist ein Versuch, die Konflikte, die Leiden schaffen, zu verstehen.

57

Unbewußte entsteht, sich vom Bewußtsein differenziert, und worin es sich grundsätzlich von diesem unterscheidet.

Freud hat in seiner Schrift „Das Unbewußte“ (1915e, 294 ff) postuliert, daß sich die psychische Welt des Menschen aus zwei grundsätzlich verschiedenen Gedächtnis-, Erinnerungs- und Vorstellungssystemen zusammensetzt, die er *Sachvorstellung* und *Wortvorstellung* nennt. Eine bewußte Vorstellung besteht aus einer Sachvorstellung und ihrer zugehörigen Wortvorstellung. Eine unbewußte Vorstellung ist eine Sachvorstellung, deren Bezug zur zugehörigen Wortvorstellung zerrissen ist. Der systematische Unterschied der beiden Systeme liegt in der *Sprache*, d. h. einem System von Symbolen. Das Unbewußte ist sprachlos, Verdrängen heißt sprachlos machen. Das Symbol wird zum Klischee (Lorenzer 1970). Ein verblüffend einfacher, aber weitreichender Ansatz, mit dem sich näher vertraut zu machen sicherlich lohnen wird. Er verträgt sich zudem gut mit Ergebnissen der neueren Hirnforschung (Blakeslee 1982).

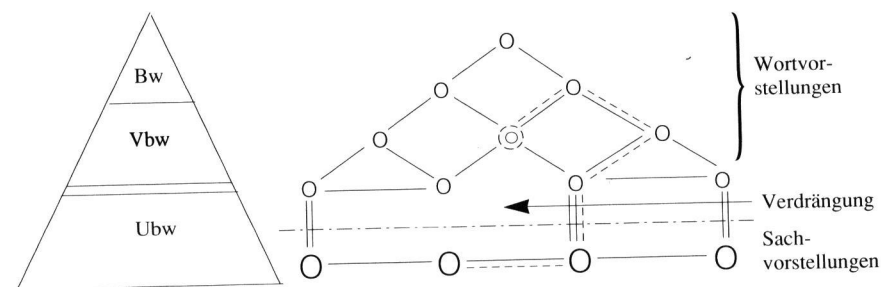
Natürlich meint Freud mit Sachvorstellung nicht einfach die Vorstellung von Dingen. Sachvorstellungen sind der Niederschlag des Konkreten, d. h. des sinnlich Erlebten. Sie sind *Erinnerungsspuren* der unmittelbaren Erfahrungen, die der Mensch speichert, unabhängig von Sprache und lange bevor er Sprache hat. Bis das Kind Mama sagen und dieses Wort oder Symbol mit der inneren Vorstellung der immer wieder erfahrenen Mutter verbinden kann, ist ein weiter Weg. Die Sachvorstellungen sind sinnlich und bildhaft. Sie bleiben an die konkrete Situation gebunden. Sie sind konkretistisch und assoziativ, nicht rational und logisch miteinander verbunden. Freud spricht von „Objektassoziationen“. Ohne symbolische Repräsentation bleiben sie dem Selbst fremd und unverfügbar. Die Sachvorstellungen sind das primäre Verarbeitungssystem, das auf der angeborenen Fähigkeit des Menschen beruht, Gedächtnisspuren zu bilden, zu bewahren und zu aktivieren, sie als Erinnerungen zu reproduzieren, Vergangenes zu vergegenwärtigen.

Wortvorstellungen dagegen sind durch Konvention festgelegte, umgangssprachliche Zeichen, die durch Verknüpfung mit bestimmten Sachvorstellungen symbolische Bedeutung erhalten. Gegenüber der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung ist die Fähigkeit des Menschen sekundär, Wortvorstellungen oder Symbole zu bilden und zu gebrauchen. Die Sprache ist phylo- und ontogenetisch eine vergleichsweise späte Errungenschaft. Sie ist jedoch die spezifisch menschliche Möglichkeit, subjektiv Erfahrenes nicht bloß bildhaft im Gedächtnis zu speichern, zu erinnern und im Verhalten zu reproduzieren, sondern aus dem subjektiv Erfahrenen einen inneren Raum symbolischer Repräsentationen zu schaffen und in einem intersubjektiven, „objektiven“ Code darzustellen. Das ist die Grundlage des Bewußtseins und der verbalen Kommunikation.

Natürlich beruhen auch die Wortvorstellungen letztlich auf sinnlicher Erfahrung. Auch die Worte sind zuerst Sachen, „Lautsachen“, könnten wir sagen. Aber bestimmte Laut- oder Klangbilder, die Wörter, erhalten über ihren unmittelbaren Ausdruck hinaus eine mittelbare Bedeutung, bzw. sie wird dem Kind durch seine Umgebung vermittelt. „Mit einem Male glauben wir nun zu wissen, wodurch sich eine bewußte Vorstellung von einer unbewußten unterscheidet... Die bewußte

Vorstellung umfaßt die Sachvorstellung plus die zugehörige Wortvorstellung, die unbewußte ist die Sachvorstellung allein“ (Freud 1915e, 300). Bewußtsein ist die Verknüpfung von Sachvorstellungen mit entsprechenden Wortvorstellungen. Jetzt können wir leicht verstehen, was beim Verdrängen effektiv geschieht. Eine Vorstellung wird unbewußt gemacht, indem die Wortvorstellung von der Sachvorstellung getrennt wird, die sie symbolisch repräsentiert, oder indem eine solche Verbindung erst gar nicht zustande kommt. Urverdrängung hat Freud diese zweite Möglichkeit genannt.

Eine einfache Skizze, die ich A. Lorenzer (1984) entlehne und neben die Pyramide des topischen Modells stellen möchte, soll die dynamischen Bezüge von Bewußtsein und Unbewußtem, von Wort- und Sachvorstellungen so gut das geht veranschaulichen:



Es ist die Verbindung von Wort- und Sachvorstellungen, die auch die freie Assoziation in der analytischen Situation so fruchtbar macht. Die freien Assoziationen, z. B. zu einem Traumelement, machen es möglich, auf Umwegen und über verschiedene Zwischenstufen zum verdrängten Inhalt vorzustoßen. Unter dem Gesichtspunkt, Unbewußtes bewußt zu machen, heißt deuten, die zerrissene Verbindung von Wort- und Sachvorstellung wieder herzustellen. Mit der gestrichelten Linie habe ich das Prinzip einer Assoziationskette anzudeuten versucht.

Nun gibt es wohl eine Form von Bewußtheit, von Gewahrwerden der Sachvorstellungen, die nicht an Wortvorstellungen gebunden ist. Die Aktivierung einer Erinnerungsspur, die nicht den Weg der Wortvorstellungen und Wortassoziationen, sondern der Objektassoziationen folgt, nennen wir Halluzination. Mit Fug und Recht können wir die Halluzination als eine der ursprünglichsten psychischen Aktivitäten ansehen, aus der sich erst Bewußtsein und Unbewußtes als zwei psychische Wirksysteme mit eigenen Gesetzmäßigkeiten entwickeln. Die Reaktivierung von Sachvorstellungen ohne feste Verbindung zu Wortvorstellungen ist eine Erlebens- und Funktionsweise des Psychischen, in der es noch keine Unterscheidung von Selbst und Objekt, innen und außen, Phantasie und Realität, Vorstellung und Affekt gibt. Die sogenannte Bewußtseinsweiterung, die mit Drogen, religiösen oder pseudoreligiösen Praktiken, meditativen Techniken und Methoden der transpersonalen Psychologie erreicht werden soll, ist wohl im Kern eine Wiederbelebung von

42

Zur Begriffsbestimmung der Introjektion

(1912)

Dr. A. Maeder bezieht sich in einem Aufsatz¹ auf meine Arbeit über Introjektion,² und indem er diesen Begriff mit dem von ihm vorgeschlagenen Begriffe der Exteriorisation vergleicht, gelangt er zur Schlußfolgerung, daß beide so ziemlich dasselbe bedeuten. Wäre dem wirklich so, so müßten wir uns nunmehr darüber einigen, welcher der beiden Termini fallen zu lassen sei.

Die wiederholte Lektüre beider Aufsätze überzeugte mich aber, daß die Identifizierung beider Begriffe nur infolge mißverständlicher Auslegung der in meiner Arbeit entwickelten Idee erfolgen konnte.

Ich beschrieb die Introjektion als Ausdehnung des ursprünglich autoerotischen Interesses auf die Außenwelt durch Einbeziehung deren Objekte in das Ich. Ich legte das Schwergewicht auf dieses „Einbeziehen“ und wollte damit andeuten, daß ich jede Objektliebe (oder Übertragung), beim Normalen sowohl als auch beim Neurotiker (natürlich auch

1) A. Maeder, Zur Entstehung der Symbolik im Traum, in der Dementia praecox usw. Zentralbl. f. PsA., I. (1910/11).

2) S. Ferenczi, Introjektion und Übertragung. 1909. (S. 9 ff. dieses Bandes.)

beim Paranoischen, insoferne er deren fähig ist), als eine Ausweitung des Ichs, d. h. als Introjektion auffasse.

Im Grunde genommen kann der Mensch eben nur sich selbst lieben; liebt er ein Objekt, so nimmt er es in sein Ich auf. Gleichwie die arme Fischersfrau im Märchen, der infolge einer Verwünschung die Wurst an die Nase angewachsen ist, deren Berührung wie die der eigenen Haut verspürt und sich gegen das Abschneiden des unliebsamen Auswuchses energisch wehren muß: so spüren wir alles Leid, das den von uns geliebten Objekten angetan wird als unser eigenes. Solches Anwachsen, solche Einbeziehung des geliebten Objektes in das Ich nannte ich Introjektion. Ich stelle mir — wie gesagt — den Mechanismus jeder Übertragung auf ein Objekt, also jeder Objektliebe als Introjektion, als Ichausweitung vor.

Die exzessive Übertragungsneigung der Neurotischen aber beschrieb ich als unbewußte Übertreibung desselben Mechanismus, also als Introjektionssüchtigkeit, während die Paranoiker¹ die Tendenz haben, ihre Liebe den Objekten zu entziehen, und falls sie wiederkehrt, sie in die Außenwelt zu projizieren (Projektionssucht). Ein echter Paranoiker könnte ein Stück der eigenen Nase (der eigenen Persönlichkeit) für eine „Wurst“ ansehen, abschneiden und wegwerfen; keinesfalls aber läßt er daran etwas Fremdes anwachsen.

Ich weiß es nur zu gut, und habe auch in meiner zitierten Arbeit oft darauf hingewiesen, daß dieselben Mechanismen auch beim Normalen vorkommen.² Sicher ist auch, daß die Projek-

1) Die Existenz einer Paranoia ohne Demenz ist mir im Gegensatz zu Maeder nicht zweifelhaft.

2) Den dort gebrachten Beispielen hierfür könnte ich sogar weitere anfügen. Man kann z. B. die metaphysischen Systeme der Philosophie als Projektions- und als Introjektionssysteme klassifizieren. Der Mate-

tion auch in manchen Fällen der Neurose in Gang gesetzt wird (z. B. bei den hysterischen Halluzinationen); auch fehlt die Fähigkeit zum Übertragen (Introjizieren) nicht in jedem Falle von Paranoia. Immerhin spielt die Projektion bei der Paranoia und die Introjektion bei der Neurose eine um so viel bedeutendere Rolle als andere Mechanismen, daß man sie als für diese klinischen Krankheitsbilder charakteristisch ansehen kann.¹

Wenden wir uns nun zur Exteriorisation Maeders. Sie besteht nach seiner Beschreibung darin, daß einzelne Organe des Körpers mit Gegenständen der Außenwelt identifiziert und als solche behandelt werden. (Der Paranoide F. B. sieht in den Äpfeln des Obstgartens Vervielfältigungen seiner Genitalien. Ein anderer hält die Wasserleitung für sein eigenes Blutgefäß.)

Maeder hält dies für einen Projektionsvorgang. Nach meinen vorangesetzten Ausführungen müßte man aber diese Fälle folgendermaßen auffassen: Die Paranoischen machten vielleicht auch in diesen Fällen einen Versuch zur Projektion des Gefallens an den eigenen Organen, sie brachten aber bloß eine Verschiebung dieses ihnen subjektiv erhalten gebliebenen Interesses zustande. Den eigenen Körper kann das Ich als zur Außenwelt gehörig, also objektiv, betrachten. Bei der „Exteriorisation“ Maeders wurde also das Interesse nur von einem Objekt der Außenwelt (dem Organ) auf ein anderes

rialismus, der das Ich ganz in der Außenwelt aufgehen läßt, bezeichnet das Maximum der denkbaren Projektion; der Solipsismus, der die ganze Außenwelt in das Ich aufnimmt, das Maximum der Introjektion.

1) Nach neueren Erfahrungen wird die Paranoia nebst dieser pathognomonischen Form auch durch einen pathognomonischen Inhalt (Homosexualität) charakterisiert. (S. Freud, Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia, 1912 (Ges. Schriften, Bd. VIII) und Ferenczi, Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia. (Dieser Band S. 120 ff.)

ähnliches (die Wasserleitung, das Obst) verschoben. Die Verschiebung kennen wir aber schon als einen Spezialfall des Introjektionsmechanismus, der Übertragung, wobei zur Sättigung der „frei flottierenden“ Libido an Stelle des zensurierten Objektes ein anderes, ähnliches, in den Interessenkreis einbezogen wird. Maeders Exteriorisation ist also kein Projektions-, sondern ein Introjektionsvorgang.

Bei der wirklich gelungenen paranoischen Projektion (z. B. beim Verfolgungswahn) wird hingegen einem Teile der psychischen Persönlichkeit selbst (der Homosexualität) die Zugehörigkeit zum Ich, gleichsam das Bürgerrecht, entzogen und da er sich doch nicht aus der Welt schaffen läßt, wieder als etwas Objektives, Ichfremdes, behandelt. Eine solche Umwandlung des rein Subjektiven in etwas Objektives darf als Projektion bezeichnet werden. Ich stehe nicht an, die „exteriorisierenden“ Paranoiker, die immerhin noch ein, wenn auch verschobenes Interesse an den Dingen der Außenwelt nehmen, die also noch introjizieren und auf diesem Umwege sich sozial betätigen können, als den Neurotikern näher stehend und vielleicht auch therapeutisch günstiger zu beurteilen.

Nach alledem kann ich Maeders Exteriorisierung nur als eine übrigens auch bei Normalen vorkommende¹ spezielle Art der Introjektion, nicht aber als Projektion auffassen; den Begriff der Introjektion aber, der unseren bisherigen Erfahrungen gerecht wird, glaube ich auch in Hinkunft festhalten zu sollen.

1) S. den Hinweis auf die mythische Vermenschlichung unbelebter Dinge in meiner Arbeit „Introjektion und Übertragung“. (Dieser Band S. 9.)

46

VII

DIE IDENTIFIZIERUNG

Die Identifizierung ist der Psychoanalyse als früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person bekannt. Sie spielt in der Vorgeschichte des Ödipuskomplexes eine Rolle. Der kleine Knabe legt ein besonderes Interesse für seinen Vater an den Tag, er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine Stelle treten. Sagen wir ruhig: er nimmt den Vater zu seinem Ideal. Dies Verhalten hat nichts mit einer passiven oder femininen Einstellung zum Vater (und zum Manne überhaupt) zu tun, es ist vielmehr exquisit männlich. Es verträgt sich sehr wohl mit dem Ödipuskomplex, den es vorbereiten hilft.

Gleichzeitig mit dieser Identifizierung mit dem Vater, vielleicht sogar vorher, hat der Knabe begonnen, eine richtige Objektbesetzung der Mutter nach dem Anlehnungstypus vorzunehmen. Er zeigt also dann zwei psychologisch verschiedene Bindungen, zur Mutter eine glatt sexuelle Objektbesetzung, zum Vater eine vorbildliche Identifizierung. Die beiden bestehen eine Weile nebeneinander, ohne gegenseitige Beeinflussung oder Störung. Infolge der unaufhaltsam fortschreitenden Vereinheitlichung des Seelenlebens treffen sie sich endlich und durch dies Zusammenströmen entsteht der normale Ödipuskomplex. Der Kleine merkt, daß ihm der Vater bei der Mutter im Wege steht; seine Identifizierung mit dem Vater nimmt jetzt eine feindselige Tönung an und wird mit dem Wunsch identisch, den Vater auch bei der Mutter

zu ersetzen. Die Identifizierung ist eben von Anfang an ambivalent, sie kann sich ebenso zum Ausdruck der Zärtlichkeit wie zum Wunsch der Beseitigung wenden. Sie benimmt sich wie ein Abkömmling der ersten oralen Phase der Libidoorganisation, in welcher man sich das begehrte und geschätzte Objekt durch Essen einverleibt und es dabei als solches vernichtete. Der Kannibale bleibt bekanntlich auf diesem Standpunkt stehen; er hat seine Feinde zum Fressen lieb, und er frißt die nicht, die er nicht irgendwie lieb haben kann.¹

Das Schicksal dieser Vateridentifizierung verliert man später leicht aus den Augen. Es kann dann geschehen, daß der Ödipuskomplex eine Umkehrung erfährt, daß der Vater in femininer Einstellung zum Objekte genommen wird, von dem die direkten Sexualtriebe ihre Befriedigung erwarten, und dann ist die Vateridentifizierung zum Vorläufer der Objektbindung an den Vater geworden. Dasselbe gilt mit den entsprechenden Ersetzungen auch für die kleine Tochter.

Es ist leicht, den Unterschied einer solchen Vateridentifizierung von einer Vaterobjektwahl in einer Formel auszusprechen. Im ersten Falle ist der Vater das, was man sein, im zweiten das, was man haben möchte. Es ist also der Unterschied, ob die Bindung am Subjekt oder am Objekt des Ichs angreift. Die erstere ist darum bereits vor jeder sexuellen Objektwahl möglich. Es ist weit schwieriger, diese Verschiedenheit metapsychologisch anschaulich darzustellen. Man erkennt nur, die Identifizierung strebt danach, das eigene Ich ähnlich zu gestalten wie das andere zum „Vorbild“ genommene.

Aus einem verwickelteren Zusammenhange lösen wir die Identifizierung bei einer neurotischen Symptombildung. Das kleine Mädchen, an das wir uns jetzt halten wollen, bekomme dasselbe

¹) S. „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ und Abraham: „Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido.“ Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse, IV, 1916, auch in dessen „Klinische Beiträge zur Psychoanalyse“. Intern. Psychoanalyt. Bibliothek, Bd. 10, 1921.

Leidenssymptom wie seine Mutter, zum Beispiel denselben quälenden Husten. Das kann nun auf verschiedenen Wegen zugehen. Entweder ist die Identifizierung dieselbe aus dem Ödipuskomplex, die ein feindseliges Ersetzenwollen der Mutter bedeutet, und das Symptom drückt die Objektliebe zum Vater aus; es realisiert die Ersetzung der Mutter unter dem Einfluß des Schuldbewußtseins: Du hast die Mutter sein wollen, jetzt bist du's wenigstens im Leiden. Das ist dann der komplette Mechanismus der hysterischen Symptombildung. Oder aber das Symptom ist dasselbe wie das der geliebten Person (so wie zum Beispiel Dora im „Bruchstück einer Hysterieanalyse“ den Husten des Vaters imitiert); dann können wir den Sachverhalt nur so beschreiben, die Identifizierung sei an Stelle der Objektwahl getreten, die Objektwahl sei zur Identifizierung regrediert. Wir haben gehört, daß die Identifizierung die früheste und ursprünglichste Form der Gefühlsbindung ist; unter den Verhältnissen der Symptombildung, also der Verdrängung, und der Herrschaft der Mechanismen des Unbewußten kommt es oft vor, daß die Objektwahl wieder zur Identifizierung wird, also das Ich die Eigenschaften des Objektes an sich nimmt. Bemerkenswert ist es, daß das Ich bei diesen Identifizierungen das eine Mal die ungeliebte, das andere Mal aber die geliebte Person kopiert. Es muß uns auch auffallen, daß beide Male die Identifizierung eine partielle, höchst beschränkte ist, nur einen einzigen Zug von der Objektperson entlehnt.]

Es ist ein dritter, besonders häufiger und bedeutsamer Fall der Symptombildung, daß die Identifizierung vom Objektverhältnis zur kopierten Person ganz absieht. Wenn zum Beispiel eines der Mädchen im Pensionat einen Brief vom geheim Geliebten bekommen hat, der ihre Eifersucht erregt, und auf den sie mit einem hysterischen Anfall reagiert, so werden einige ihrer Freundinnen, die darum wissen, diesen Anfall übernehmen, wie wir sagen, auf dem Wege der psychischen Infektion. Der Mechanismus

ist der der Identifizierung auf Grund des sich in dieselbe Lage Versetzenkönnens oder Versetzenwollens. Die anderen möchten auch ein geheimes Liebesverhältnis haben und akzeptieren unter dem Einfluß des Schuldbewußtseins auch das damit verbundene Leid. Es wäre unrichtig zu behaupten, sie eignen sich das Symptom aus Mitgefühl an. Im Gegenteil, das Mitgefühl entsteht erst aus der Identifizierung, und der Beweis hiefür ist, daß sich solche Infektion oder Imitation auch unter Umständen herstellt, wo noch geringere vorgängige Sympathie zwischen beiden anzunehmen ist, als unter Pensionsfreundinnen zu bestehen pflegt. Das eine Ich hat am anderen eine bedeutsame Analogie in einem Punkte wahrgenommen, in unserem Beispiel in der gleichen Gefühlsbereitschaft, es bildet sich daraufhin eine Identifizierung in diesem Punkte, und unter dem Einfluß der pathogenen Situation verschiebt sich diese Identifizierung zum Symptom, welches das eine Ich produziert hat. Die Identifizierung durch das Symptom wird so zum Anzeichen für eine Deckungsstelle der beiden Ich, die verdrängt gehalten werden soll.

Das aus diesen drei Quellen Gelernte können wir dahin zusammenfassen, daß erstens die Identifizierung die ursprünglichste Form der Gefühlsbindung an ein Objekt ist, zweitens daß sie auf regressivem Wege zum Ersatz für eine libidinöse Objektbindung wird, gleichsam durch Introjektion des Objekts ins Ich, und daß sie drittens bei jeder neu wahrgenommenen Gemeinsamkeit mit einer Person, die nicht Objekt der Sexualtriebe ist, entstehen kann. Je bedeutsamer diese Gemeinsamkeit ist, desto erfolgreicher muß diese partielle Identifizierung werden können und so dem Anfang einer neuen Bindung entsprechen.

Wir ahnen bereits, daß die gegenseitige Bindung der Massenindividuen von der Natur einer solchen Identifizierung durch eine wichtige affektive Gemeinsamkeit ist, und können vermuten, diese Gemeinsamkeit liege in der Art der Bindung an den Führer. Eine andere Ahnung kann uns sagen, daß wir weit

davon entfernt sind, das Problem der Identifizierung erschöpft zu haben, daß wir vor dem Vorgang stehen, den die Psychologie „Einfühlung“ heißt, und der den größten Anteil an unserem Verständnis für das Ichfremde anderer Personen hat. Aber wir wollen uns hier auf die nächsten affektiven Wirkungen der Identifizierung beschränken und auch ihre Bedeutung für unser intellektuelles Leben beiseite lassen.

Die psychoanalytische Forschung, die gelegentlich auch schon die schwierigeren Probleme der Psychosen in Angriff genommen hat, konnte uns auch die Identifizierung in einigen anderen Fällen aufzeigen, die unserem Verständnis nicht ohne weiteres zugänglich sind. Ich werde zwei dieser Fälle als Stoff für unsere weiteren Überlegungen ausführlich behandeln.

Die Genese der männlichen Homosexualität ist in einer großen Reihe von Fällen die folgende: Der junge Mann ist ungewöhnlich lange und intensiv im Sinne des Ödipuskomplexes an seine Mutter fixiert gewesen. Endlich kommt doch nach vollendeter Pubertät die Zeit, die Mutter gegen ein anderes Sexualobjekt zu vertauschen. Da geschieht eine plötzliche Wendung; der Jüngling verläßt nicht seine Mutter, sondern identifiziert sich mit ihr, er wandelt sich in sie um und sucht jetzt nach Objekten, die ihm sein Ich ersetzen können, die er so lieben und pflegen kann, wie er es von der Mutter erfahren hatte. Dies ist ein häufiger Vorgang, der beliebig oft bestätigt werden kann und natürlich ganz unabhängig von jeder Annahme ist, die man über die organische Triebkraft und die Motive jener plötzlichen Wandlung macht. Auffällig an dieser Identifizierung ist ihre Ausgiebigkeit, sie wandelt das Ich in einem höchst wichtigen Stück, im Sexualcharakter, nach dem Vorbild des bisherigen Objekts um. Dabei wird das Objekt selbst aufgegeben; ob durchaus oder nur in dem Sinne, daß es im Unbewußten erhalten bleibt, steht hier außer Diskussion. Die Identifizierung mit dem aufgegebenen oder verlorenen Objekt zum Ersatz desselben, die Introjektion dieses Objekts ins

Ich, ist für uns allerdings keine Neuheit mehr. Ein solcher Vorgang läßt sich gelegentlich am kleinen Kind unmittelbar beobachten. Kürzlich wurde in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse eine solche Beobachtung veröffentlicht, daß ein Kind, das unglücklich über den Verlust eines Kätzchens war, frischweg erklärte, es sei jetzt selbst das Kätzchen, dementsprechend auf allen Vieren kroch, nicht am Tische essen wollte usw.¹

Ein anderes Beispiel von solcher Introjektion des Objekts hat uns die Analyse der Melancholie gegeben, welche Affektion ja den realen oder affektiven Verlust des geliebten Objekts unter ihre auffälligsten Veranlassungen zählt. Ein Hauptcharakter dieser Fälle ist die grausame Selbstherabsetzung des Ichs in Verbindung mit schonungsloser Selbstkritik und bitteren Selbstvorwürfen. Analysen haben ergeben, daß diese Einschätzung und diese Vorwürfe im Grunde dem Objekt gelten und die Rache des Ichs an diesem darstellen. Der Schatten des Objekts ist auf das Ich gefallen, sagte ich an anderer Stelle.² Die Introjektion des Objekts ist hier von unverkennbarer Deutlichkeit.

Diese Melancholien zeigen uns aber noch etwas anderes, was für unsere späteren Betrachtungen wichtig werden kann. Sie zeigen uns das Ich geteilt, in zwei Stücke zerfällt, von denen das eine gegen das andere wütet. Dies andere Stück ist das durch Introjektion veränderte, das das verlorene Objekt einschließt. Aber auch das Stück, das sich so grausam betätigt, ist uns nicht unbekannt. Es schließt das Gewissen ein, eine kritische Instanz im Ich, die sich auch in normalen Zeiten dem Ich kritisch gegenübergestellt hat, nur niemals so unerbittlich und so ungerecht. Wir haben schon bei früheren Anlässen die Annahme machen müssen (Narzißmus, Trauer und Melancholie), daß sich in unserem Ich eine solche Instanz entwickelt, welche sich vom anderen Ich

1) Markuszewicz, Beitrag zum autistischen Denken bei Kindern. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, VI., 1920.

2) Trauer und Melancholie. Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. IV. Folge, 1918. [Ges. Schriften Bd. V.]

absondern und in Konflikte mit ihm geraten kann. Wir nannten sie das „Ichideal“ und schrieben ihr an Funktionen die Selbstbeobachtung, das moralische Gewissen, die Traumzensur und den Haupteinfluß bei der Verdrängung zu. Wir sagten, sie sei der Erbe des ursprünglichen Narzißmus, in dem das kindliche Ich sich selbst genügte. Allmählich nehme sie aus den Einflüssen der Umgebung die Anforderungen auf, die diese an das Ich stelle, denen das Ich nicht immer nachkommen könne, so daß der Mensch, wo er mit seinem Ich selbst nicht zufrieden sein kann, doch seine Befriedigung in dem aus dem Ich differenzierten Ichideal finden dürfe. Im Beobachtungswahn, stellten wir ferner fest, werde der Zerfall dieser Instanz offenkundig und dabei ihre Herkunft aus den Einflüssen der Autoritäten, voran der Eltern, aufgedeckt.¹ Wir haben aber nicht vergessen anzuführen, daß das Maß der Entfernung dieses Ichideals vom aktuellen Ich für das einzelne Individuum sehr variabel ist, und daß bei vielen diese Differenzierung innerhalb des Ichs nicht weiter reicht als beim Kinde.

Ehe wir aber diesen Stoff zum Verständnis der libidinösen Organisation einer Masse verwenden können, müssen wir einige andere Wechselbeziehungen zwischen Objekt und Ich in Betracht ziehen.²

1) Zur Einführung des Narzißmus, l. c.

2) Wir wissen sehr gut, daß wir mit diesen der Pathologie entnommenen Beispielen das Wesen der Identifizierung nicht erschöpft haben und somit am Rätsel der Massenbildung ein Stück unangerührt lassen. Hier müßte eine viel gründlichere und mehr umfassende psychologische Analyse eingreifen. Von der Identifizierung führt ein Weg über die Nachahmung zur Einfühlung, das heißt zum Verständnis des Mechanismus, durch den uns überhaupt eine Stellungnahme zu einem anderen Seelenleben ermöglicht wird. Auch an den Äußerungen einer bestehenden Identifizierung ist noch vieles aufzuklären. Sie hat unter anderem die Folge, daß man die Aggression gegen die Person, mit der man sich identifiziert hat, einschränkt, sie verschont und ihr Hilfe leistet. Das Studium solcher Identifizierungen, wie sie zum Beispiel der Clangemeinschaft zugrunde liegen, ergab Robertson Smith das überraschende Resultat, daß sie auf der Anerkennung einer gemeinsamen Substanz beruhen (Kinship and Marriage, 1885), daher auch durch eine gemeinsam genommene Mahlzeit geschaffen werden können. Dieser Zug gestattet es, eine solche Identifizierung mit der von mir in „Totem und Tabu“ konstruierten Urgeschichte der menschlichen Familie zu verknüpfen.

4c

III

DAS ICH UND DAS ÜBER-ICH (ICHIDEAL)

Wäre das Ich nur der durch den Einfluß des Wahrnehmungssystems modifizierte Anteil des Es, der Vertreter der realen Außenwelt im Seelischen, so hätten wir es mit einem einfachen Sachverhalt zu tun. Allein es kommt etwas anderes hinzu.

Die Motive, die uns bewogen haben, eine Stufe im Ich anzunehmen, eine Differenzierung innerhalb des Ichs, die Ich-Ideal oder Über-Ich zu nennen ist, sind an anderen Orten auseinandergesetzt worden.¹ Sie bestehen zu Recht.² Daß dieses Stück des Ichs eine weniger feste Beziehung zum Bewußtsein hat, ist die Neuheit, die nach Erklärung verlangt.

Wir müssen hier etwas weiter ausgreifen. Es war uns gelungen, das schmerzhaft Leiden der Melancholie durch die Annahme aufzuklären, daß ein verlorenes Objekt im Ich wieder aufgerichtet, also eine Objektbesetzung durch eine Identifizierung abgelöst wird.³ Damals erkannten wir aber noch nicht die ganze Bedeutung dieses Vorganges und wußten nicht, wie häufig und typisch er ist. Wir haben seither verstanden, daß solche Ersetzung einen großen Anteil an der Gestaltung des Ichs hat und wesentlich

1) Zur Einführung des Narzißmus, Massenpsychologie und Ich-Analyse.

2) Nur daß ich die Funktion der Realitätsprüfung diesem Über-Ich zugewiesen habe, erscheint irrig und der Korrektur bedürftig. Es würde durchaus den Beziehungen des Ichs zur Wahrnehmungswelt entsprechen, wenn die Realitätsprüfung seine eigene Aufgabe bliebe. — Auch frühere, ziemlich unbestimmt gehaltene Äußerungen über einen Kern des Ichs sollen jetzt dahin richtiggestellt werden, daß nur das System *W-Bw* als Kern des Ichs anzuerkennen ist.

3) Trauer und Melancholie.

dazu beiträgt, das herzustellen, was man seinen Charakter heißt.

Uranfänglich in der primitiven oralen Phase des Individuums sind Objektbesetzung und Identifizierung wohl nicht von einander zu unterscheiden. Späterhin kann man nur annehmen, daß die Objektbesetzungen vom Es ausgehen, welches die erotischen Strebungen als Bedürfnisse empfindet. Das anfangs noch schwächliche Ich erhält von den Objektbesetzungen Kenntnis, läßt sie sich gefallen oder sucht sie durch den Prozeß der Verdrängung abzuwehren.¹

Soll oder muß ein solches Sexualobjekt aufgegeben werden, so tritt dafür nicht selten die Ichveränderung auf, die man als Aufrichtung des Objekts im Ich wie bei der Melancholie beschreiben muß; die näheren Verhältnisse dieser Ersetzung sind uns noch nicht bekannt. Vielleicht erleichtert oder ermöglicht das Ich durch diese Introjektion, die eine Art von Regression zum Mechanismus der oralen Phase ist, das Aufgeben des Objekts. Vielleicht ist diese Identifizierung überhaupt die Bedingung, unter der das Es seine Objekte aufgibt. Jedenfalls ist der Vorgang zumal in frühen Entwicklungsphasen ein sehr häufiger und kann die Auffassung ermöglichen, daß der Charakter des Ichs ein Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen ist, die Geschichte dieser Objektwahlen enthält. Es ist natürlich von vorne herein eine Skala der Resistenzfähigkeit zuzugeben, inwieweit der Charakter einer Person diese Einflüsse aus der Geschichte der erotischen Objektwahlen abwehrt oder annimmt. Bei Frauen, die viel Liebeserfahrungen gehabt haben, glaubt man, die Rückstände ihrer Objektbesetzungen in ihren Charakterzügen leicht nach-

1) Eine interessante Parallele zur Ersetzung der Objektwahl durch Identifizierung enthält der Glaube der Primitiven, daß die Eigenschaften des als Nahrung eingelegten Tieres dem, der es ißt, als Charakter verbleiben werden, und die darauf gegründeten Verbote. Dieser Glaube geht bekanntlich auch in die Begründung des Kannibalismus ein und wirkt in der Reihe der Gebräuche der Totemmahlzeit bis zur heiligen Kommunion fort. Die Folgen, die hier der oralen Objektbemächtigung zugeschrieben werden, treffen für die spätere sexuelle Objektwahl wirklich zu.

weisen zu können. Auch eine Gleichzeitigkeit von Objektbesetzung und Identifizierung, also eine Charakterveränderung, ehe das Objekt aufgegeben worden ist, kommt in Betracht. In diesem Fall könnte die Charakterveränderung die Objektbeziehung überleben und sie in gewissem Sinne konservieren.

Ein anderer Gesichtspunkt besagt, daß diese Umsetzung einer erotischen Objektwahl in eine Ichveränderung auch ein Weg ist, wie das Ich das Es bemeistern und seine Beziehungen zu ihm vertiefen kann, allerdings auf Kosten einer weitgehenden Gefügigkeit gegen dessen Erlebnisse. Wenn das Ich die Züge des Objektes annimmt, drängt es sich sozusagen selbst dem Es als Liebesobjekt auf, sucht ihm seinen Verlust zu ersetzen, indem es sagt: „Sieh', du kannst auch mich lieben, ich bin dem Objekt so ähnlich.“

Die Umsetzung von Objektlibido in narzißtische Libido, die hier vor sich geht, bringt offenbar ein Aufgeben der Sexualziele, eine Desexualisierung mit sich, also eine Art von Sublimierung. Ja, es entsteht die eingehender Behandlung würdige Frage, ob dies nicht der allgemeine Weg zur Sublimierung ist, ob nicht alle Sublimierung durch die Vermittlung des Ichs vor sich geht, welches zunächst die sexuelle Objektlibido in narzißtische verwandelt, um ihr dann vielleicht ein anderes Ziel zu setzen.¹ Ob diese Verwandlung nicht auch andere Triebchicksale zur Folge haben kann, zum Beispiel eine Entmischung der verschiedenen mit einander verschmolzenen Triebe herbeizuführen, wird uns noch später beschäftigen.

Es ist eine Abschweifung von unserem Ziel und doch nicht zu vermeiden, daß wir unsere Aufmerksamkeit für einen Moment bei den Objektidentifizierungen des Ichs verweilen lassen. Nehmen diese überhand, werden allzu zahlreich, und überstark und mit-

¹) Als das große Reservoir der Libido, im Sinne der Einführung des Narzißmus, müssen wir jetzt nach der Scheidung von Ich und Es das Es anerkennen. Die Libido, welche dem Ich durch die beschriebenen Identifizierungen zufließt, stellt dessen „sekundären Narzißmus“ her.

einander unverträglich, so liegt ein pathologisches Ergebnis nahe. Es kann zu einer Aufsplitterung des Ichs kommen, indem sich die einzelnen Identifizierungen durch Widerstände gegeneinander abschließen, und vielleicht ist es das Geheimnis der Fälle von sogenannter multipler Persönlichkeit, daß die einzelnen Identifizierungen alternierend das Bewußtsein an sich reißen. Auch wenn es nicht so weit kommt, ergibt sich das Thema der Konflikte zwischen den verschiedenen Identifizierungen, in die das Ich auseinanderfährt, Konflikte, die endlich nicht durchwegs als pathologische bezeichnet werden können.

Wie immer sich aber die spätere Resistenz des Charakters gegen die Einflüsse aufgebener Objektbesetzungen gestalten mag, die Wirkungen der ersten, im frühesten Alter erfolgten Identifizierungen werden allgemeine und nachhaltige sein. Dies führt uns zur Entstehung des Ichideals zurück, denn hinter ihm verbirgt sich die erste und bedeutsamste Identifizierung des Individuums, die mit dem Vater der persönlichen Vorzeit.¹ Diese scheint zunächst nicht Erfolg oder Ausgang einer Objektbesetzung zu sein, sie ist eine direkte und unmittelbare und frühzeitiger als jede Objektbesetzung. Aber die Objektwahlen, die der ersten Sexualperiode angehören und Vater und Mutter betreffen, scheinen beim normalen Ablauf den Ausgang in solche Identifizierung zu nehmen und somit die primäre Identifizierung zu verstärken.

Immerhin sind diese Beziehungen so kompliziert, daß es notwendig wird, sie eingehender zu beschreiben. Es sind zwei Momente, welche diese Komplikation verschulden, die dreieckige

¹) Vielleicht wäre es vorsichtiger zu sagen, mit den Eltern, denn Vater und Mutter werden vor der sicheren Kenntnis des Geschlechtsunterschiedes, des Penismangels, nicht verschieden gewertet. In der Geschichte einer jungen Frau hatte ich kürzlich Gelegenheit, zu erfahren, daß sie, seitdem sie ihren eigenen Penismangel bemerkt, den Besitz dieses Organs nicht allen Frauen, sondern bloß den für minderwertig gehaltenen aberkannt hatte. Die Mutter hatte ihn in ihrer Meinung behalten. Der einfacheren Darstellung wegen werde ich nur die Identifizierung mit dem Vater behandeln.

Anlage des Ödipusverhältnisses und die konstitutionelle Bisexualität des Individuums.

Der vereinfachte Fall gestaltet sich für das männliche Kind in folgender Weise: Ganz frühzeitig entwickelt es für die Mutter eine Objektbesetzung, die von der Mutterbrust ihren Ausgang nimmt und das vorbildliche Beispiel einer Objektwahl nach dem Anlehnungstypus zeigt; des Vaters bemächtigt sich der Knabe durch Identifizierung. Die beiden Beziehungen gehen eine Weile nebeneinander her, bis durch die Verstärkung der sexuellen Wünsche nach der Mutter und die Wahrnehmung, daß der Vater diesen Wünschen ein Hindernis ist, der Ödipuskomplex entsteht.¹ Die Vateridentifizierung nimmt nun eine feindselige Tönung an, sie wendet sich zum Wunsch, den Vater zu beseitigen, um ihn bei der Mutter zu ersetzen. Von da an ist das Verhältnis zum Vater ambivalent; es scheint, als ob die in der Identifizierung von Anfang an enthaltene Ambivalenz manifest geworden wäre. Die ambivalente Einstellung zum Vater und die nur zärtliche Objektstreben nach der Mutter beschreiben für den Knaben den Inhalt des einfachen, positiven Ödipuskomplexes.

Bei der Zertrümmerung des Ödipuskomplexes muß die Objektbesetzung der Mutter aufgegeben werden. An ihre Stelle kann zweierlei treten, entweder eine Identifizierung mit der Mutter oder eine Verstärkung der Vateridentifizierung. Den letzteren Ausgang pflegen wir als den normaleren anzusehen, er gestattet es, die zärtliche Beziehung zur Mutter in gewissem Maße festzuhalten. Durch den Untergang des Ödipuskomplexes hätte so die Männlichkeit im Charakter des Knaben eine Festigung erfahren. In ganz analoger Weise kann die Ödipuseinstellung des kleinen Mädchens in eine Verstärkung ihrer Mutteridentifizierung (oder in die Herstellung einer solchen) auslaufen, die den weiblichen Charakter des Kindes festlegt.

¹) Vgl. Massenpsychologie und Ich-Analyse, VII.

Diese Identifizierungen entsprechen nicht unserer Erwartung, denn sie führen nicht das aufgegebene Objekt ins Ich ein, aber auch dieser Ausgang kommt vor und ist bei Mädchen leichter zu beobachten als bei Knaben. Man erfährt sehr häufig aus der Analyse, daß das kleine Mädchen, nachdem es auf den Vater als Liebesobjekt verzichten mußte, nun seine Männlichkeit hervorholt und sich anstatt mit der Mutter, mit dem Vater, also mit dem verlorenen Objekt, identifiziert. Es kommt dabei offenbar darauf an, ob ihre männlichen Anlagen stark genug sind — worin immer diese bestehen mögen.

Der Ausgang der Ödipussituation in Vater- oder in Mutteridentifizierung scheint also bei beiden Geschlechtern von der relativen Stärke der beiden Geschlechtsanlagen abzuhängen. Dies ist die eine Art, wie sich die Bisexualität in die Schicksale des Ödipuskomplexes einmengt. Die andere ist noch bedeutsamer. Man gewinnt nämlich den Eindruck, daß der einfache Ödipuskomplex überhaupt nicht das häufigste ist, sondern einer Vereinfachung oder Schematisierung entspricht, die allerdings oft genug praktisch gerechtfertigt bleibt. Eingehendere Untersuchung deckt zumeist den vollständigeren Ödipuskomplex auf, der ein zweifacher ist, ein positiver und ein negativer, abhängig von der ursprünglichen Bisexualität des Kindes, d. h. der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die zärtliche feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter. Dieses Eingreifen der Bisexualität macht es so schwer, die Verhältnisse der primitiven Objektwahlen und Identifizierungen zu durchschauen und noch schwieriger, sie faßlich zu beschreiben. Es könnte auch sein, daß die im Elternverhältnis konstatierte Ambivalenz durchaus auf die Bisexualität zu beziehen wäre und nicht, wie ich es vorhin dargestellt, durch die Rivalitätseinstellung aus der Identifizierung entwickelt würde.

Ich meine, man tut gut daran, im allgemeinen und ganz besonders bei Neurotikern die Existenz des vollständigen Ödipuskomplexes anzunehmen. Die analytische Erfahrung zeigt dann, daß bei einer Anzahl von Fällen der eine oder der andere Bestandteil desselben bis auf kaum merkliche Spuren schwindet, so daß sich eine Reihe ergibt, an deren einem Ende der normale, positive, an deren anderem Ende der umgekehrte, negative Ödipuskomplex steht, während die Mittelglieder die vollständige Form mit ungleicher Beteiligung der beiden Komponenten aufzeigen. Beim Untergang des Ödipuskomplexes werden die vier in ihm enthaltenen Strebungen sich derart zusammenlegen, daß aus ihnen eine Vater- und eine Mutteridentifizierung hervorgeht, die Vateridentifizierung wird das Mutterobjekt des positiven Komplexes festhalten und gleichzeitig das Vaterobjekt des umgekehrten Komplexes ersetzen; Analoges wird für die Mutteridentifizierung gelten. In der verschieden starken Ausprägung der beiden Identifizierungen wird sich die Ungleichheit der beiden geschlechtlichen Anlagen spiegeln.

So kann man als allgemeinstes Ergebnis der vom Ödipuskomplex beherrschten Sexualphase einen Niederschlag im Ich annehmen, welcher in der Herstellung dieser beiden, irgendwie miteinander vereinbarten Identifizierungen besteht. Diese Ichveränderung behält ihre Sonderstellung, sie tritt dem anderen Inhalt des Ichs als Ichideal oder Über-Ich entgegen.

Das Über-Ich ist aber nicht einfach ein Residuum der ersten Objektwahlen des Es, sondern es hat auch die Bedeutung einer energischen Reaktionsbildung gegen dieselben. Seine Beziehung zum Ich erschöpft sich nicht in der Mahnung: So (wie der Vater) sollst du sein, sie umfaßt auch das Verbot: So (wie der Vater) darfst du nicht sein, das heißt nicht alles tun, was er tut; manches bleibt ihm vorbehalten. Dies Doppelangesicht des

Ichideals leitet sich aus der Tatsache ab, daß das Ichideal zur Verdrängung des Ödipuskomplexes bemüht wurde, ja, diesem Umschwung erst seine Entstehung dankt. Die Verdrängung des Ödipuskomplexes ist offenbar keine leichte Aufgabe gewesen. Da die Eltern, besonders der Vater, als das Hindernis gegen die Verwirklichung der Ödipuswünsche erkannt werden, stärkte sich das infantile Ich für diese Verdrängungsleistung, indem es dies selbe Hindernis in sich aufrichtete. Es lieh sich gewissermaßen die Kraft dazu vom Vater aus und diese Anleihe ist ein außerordentlich folgenschwerer Akt. Das Über-Ich wird den Charakter des Vaters bewahren und je stärker der Ödipuskomplex war, je beschleunigter (unter dem Einfluß von Autorität, Religionslehre, Unterricht, Lektüre) seine Verdrängung erfolgte, desto strenger wird später das Über-Ich als Gewissen, vielleicht als unbewußtes Schuldgefühl über das Ich herrschen. — Woher es die Kraft zu dieser Herrschaft bezieht, den zwangsartigen Charakter, der sich als kategorischer Imperativ äußert, darüber werde ich später eine Vermutung vorbringen.

Fassen wir die beschriebene Entstehung des Über-Ichs nochmals ins Auge, so erkennen wir es als das Ergebnis zweier höchst bedeutsamer biologischer Faktoren, der langen kindlichen Hilflosigkeit und Abhängigkeit des Menschen und der Tatsache seines Ödipuskomplexes, den wir ja auf die Unterbrechung der Libidoentwicklung durch die Latenzzeit, somit auf den zeitigen Ansatz seines Sexuallebens zurückgeführt haben. Letztere, wie es scheint, spezifisch menschliche Eigentümlichkeit hat eine psychoanalytische Hypothese als Erbeil der durch die Eiszeit erzwungenen Entwicklung zur Kultur hingestellt. Somit ist die Sonderung des Über-Ichs vom Ich nichts Zufälliges, sie vertritt die bedeutsamsten Züge der individuellen und der Artentwicklung, ja, indem sie dem Elterneinfluß einen dauernden Ausdruck schafft, verewigt sie die Existenz der Momente, denen sie ihren Ursprung verdankt.

Es ist der Psychoanalyse unzählige Male zum Vorwurf gemacht worden, daß sie sich um das Höhere, Moralische, Überpersönliche im Menschen nicht kümmere. Der Vorwurf war doppelt ungerecht, historisch wie methodisch. Ersteres, da von Anbeginn an den moralischen und ästhetischen Tendenzen im Ich der Antrieb zur Verdrängung zugeteilt wurde, letzteres, da man nicht einsehen wollte, daß die psychoanalytische Forschung nicht wie ein philosophisches System mit einem vollständigen und fertigen Lehrgebäude auftreten konnte, sondern sich den Weg zum Verständnis der seelischen Komplikationen schrittweise durch die analytische Zergliederung normaler wie abnormer Phänomene bahnen mußte. Wir brauchten die zitternde Besorgnis um den Verbleib des Höheren im Menschen nicht zu teilen, solange wir uns mit dem Studium des Verdrängten im Seelenleben zu beschäftigen hatten. Nun, da wir uns an die Analyse des Ichs heranwagen, können wir all denen, welche, in ihrem sittlichen Bewußtsein erschüttert, geklagt haben, es muß doch ein höheres Wesen im Menschen geben, antworten: Gewiß, und dies ist das höhere Wesen, das Ichideal oder Über-Ich, die Repräsentanz unserer Elternbeziehung. Als kleine Kinder haben wir diese höheren Wesen gekannt, bewundert, gefürchtet, später sie in uns selbst aufgenommen.

Das Ichideal ist also der Erbe des Ödipuskomplexes und somit Ausdruck der mächtigsten Regungen und wichtigsten Libidoschicksale des Es. Durch seine Aufrichtung hat sich das Ich des Ödipuskomplexes bemächtigt und gleichzeitig sich selbst dem Es unterworfen. Während das Ich wesentlich Repräsentant der Außenwelt, der Realität ist, tritt ihm das Über-Ich als Anwalt der Innenwelt, des Es, gegenüber. Konflikte zwischen Ich und Ideal werden, darauf sind wir nun vorbereitet, in letzter Linie den Gegensatz von Real und Psychisch, Außenwelt und Innenwelt, widerspiegeln.

Was die Biologie und die Schicksale der Menschenart im Es geschaffen und hinterlassen haben, das wird durch die Ideal-

bildung vom Ich übernommen und an ihm individuell wieder erlebt. Das Ichideal hat infolge seiner Bildungsgeschichte die ausgiebigste Verknüpfung mit dem phylogenetischen Erwerb, der archaischen Erbschaft, des Einzelnen. Was im einzelnen Seelenleben dem Tiefsten angehört hat, wird durch die Idealbildung zum Höchsten der Menschenseele im Sinne unserer Wertungen. Es wäre aber ein vergebliches Bemühen, das Ichideal auch nur in ähnlicher Weise wie das Ich zu lokalisieren oder es in eines der Gleichnisse einzupassen, durch welche wir die Beziehung von Ich und Es nachzubilden versuchten.

Es ist leicht zu zeigen, daß das Ichideal allen Ansprüchen genügt, die an das höhere Wesen im Menschen gestellt werden. Als Ersatzbildung für die Vatersehnsucht enthält es den Keim, aus dem sich alle Religionen gebildet haben. Das Urteil der eigenen Unzulänglichkeit im Vergleich des Ichs mit seinem Ideal ergibt das demütige religiöse Empfinden, auf das sich der sehnstüchtig Gläubige beruft. Im weiteren Verlauf der Entwicklung haben Lehrer und Autoritäten die Vaterrolle fortgeführt; deren Gebote und Verbote sind im Ideal-Ich mächtig geblieben und üben jetzt als Gewissen die moralische Zensur aus. Die Spannung zwischen den Ansprüchen des Gewissens und den Leistungen des Ichs wird als Schuldgefühl empfunden. Die sozialen Gefühle ruhen auf Identifizierungen mit anderen auf Grund des gleichen Ichideals.

Religion, Moral und soziales Empfinden — diese Hauptinhalte des Höheren im Menschen' — sind ursprünglich eins gewesen. Nach der Hypothese von „Totem und Tabu“ wurden sie phylogenetisch am Vaterkomplex erworben, Religion und sittliche Beschränkung durch die Bewältigung des eigentlichen Ödipuskomplexes, die sozialen Gefühle durch die Nötigung zur Überwindung der erübrigenden Rivalität unter den Mitgliedern der

1) Wissenschaft und Kunst sind hier bei Seite gelassen.

jungen Generation. In all diesen sittlichen Erwerbungen scheint das Geschlecht der Männer vorangegangen zu sein, gekreuzte Vererbung hat den Besitz auch den Frauen zugeführt. Die sozialen Gefühle entstehen noch heute beim Einzelnen als Überbau über die eifersüchtigen Rivalitätsregungen gegen die Geschwister. Da die Feindseligkeit nicht zu befriedigen ist, stellt sich eine Identifizierung mit dem anfänglichen Rivalen her. Beobachtungen an milden Homosexuellen stützen die Vermutung, daß auch diese Identifizierung Ersatz einer zärtlichen Objektwahl ist, welche die aggressiv-feindselige Einstellung abgelöst hat.¹

Mit der Erwähnung der Phylogenese tauchen aber neue Probleme auf, vor deren Beantwortung man zaghaft zurückweichen möchte. Aber es hilft wohl nichts, man muß den Versuch wagen, auch wenn man fürchtet, daß er die Unzulänglichkeit unserer ganzen Bemühung bloßstellen wird. Die Frage lautet: Wer hat seinerzeit Religion und Sittlichkeit am Vaterkomplex erworben, das Ich des Primitiven oder sein Es? Wenn es das Ich war, warum sprechen wir nicht einfach von einer Vererbung im Ich? Wenn das Es, wie stimmt das zum Charakter des Es? Oder darf man die Differenzierung in Ich, Über-Ich und Es nicht in so frühe Zeiten tragen? Oder soll man nicht ehrlich eingestehen, daß die ganze Auffassung der Ichvorgänge nichts fürs Verständnis der Phylogenese leistet und auf sie nicht anwendbar ist?

Beantworten wir zuerst, was sich am leichtesten beantworten läßt. Die Differenzierung von Ich und Es müssen wir nicht nur den primitiven Menschen, sondern noch viel einfacheren Lebewesen zuerkennen, da sie der notwendige Ausdruck des Einflusses der Außenwelt ist. Das Über-Ich ließen wir gerade aus jenen Erlebnissen, die zum Totemismus führten, entstehen. Die Frage,

¹) Vgl. Massenpsychologie und Ich-Analyse [Ges. Schriften, Bd. VI]. — Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität [Ges. Schriften, Bd. V].

ob das Ich oder das Es jene Erfahrungen und Erwerbungen gemacht haben, fällt bald in sich zusammen. Die nächste Erwägung sagt uns, daß das Es kein äußeres Schicksal erleben oder erfahren kann außer durch das Ich, welches die Außenwelt bei ihm vertritt. Von einer direkten Vererbung im Ich kann man aber doch nicht reden. Hier tut sich die Kluft auf zwischen dem realen Individuum und dem Begriff der Art. Auch darf man den Unterschied von Ich und Es nicht zu starr nehmen, nicht vergessen, daß das Ich ein besonders differenzierter Anteil des Es ist. Die Erlebnisse des Ichs scheinen zunächst für die Erbschaft verloren zu gehen, wenn sie sich aber häufig und stark genug bei vielen generationsweise aufeinanderfolgenden Individuen wiederholen, setzen sie sich sozusagen in Erlebnisse des Es um, deren Eindrücke durch Vererbung festgehalten werden. Somit beherbergt das erbliche Es in sich die Reste ungezählt vieler Ich-Existenzen, und wenn das Ich sein Über-Ich aus dem Es schöpft, bringt es vielleicht nur ältere Ichgestaltungen wieder zum Vorschein, schafft ihnen eine Auferstehung.

Die Entstehungsgeschichte des Über-Ichs macht es verständlich, daß frühe Konflikte des Ichs mit den Objektbesetzungen des Es sich in Konflikte mit deren Erben, dem Über-Ich, fortsetzen können. Wenn dem Ich die Bewältigung des Ödipuskomplexes schlecht gelungen ist, wird dessen dem Es entstammende Energiebesetzung in der Reaktionsbildung des Ichideals wieder zur Wirkung kommen. Die ausgiebige Kommunikation dieses Ideals mit diesen *ubw* Triebregungen wird das Rätsel lösen, daß das Ideal selbst zum großen Teil unbewußt, dem Ich unzugänglich bleiben kann. Der Kampf, der in tieferen Schichten getobt hatte, durch rasche Sublimierung und Identifizierung nicht zum Abschluß gekommen war, setzt sich nun wie auf dem Kaulbachschen Gemälde der Hunnenschlacht in einer höheren Region fort.

(4d)

Peter Schneider:
Wahrheit und
Verdrängung

Meine Damen und Herren!

Wenn schon die Triebe kein Fundament der psychoanalytischen Wahrheit abgeben, dann doch vielleicht das Ich?

Lassen Sie mich mit einer Passage aus der »Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse« beginnen, in welcher Freud (GW XV, S. 63f.) über die »Zerlegung der psychischen Persönlichkeit« spricht. Nach seiner Ankündigung, »das Ich zum Gegenstand dieser Untersuchung (zu) machen, unser eigenstes Ich«, wendet er gegen dieses Unterfangen rhetorisch ein: »Aber kann man das? Das Ich ist ja doch das eigentliche Subjekt, wie soll es zum Objekt werden?« Seine Antwort lautet:

»Nun, es ist kein Zweifel, daß man dies kann. Das Ich kann sich selbst zum Objekt nehmen, sich behandeln wie andere Objekte, sich beobachten, kritisieren, Gott weiß was noch alles mit sich selbst anstellen. Dabei stellt sich ein Teil des Ichs dem übrigen gegenüber. Das Ich ist also spaltbar, es spaltet sich während mancher seiner Funktionen, wenigstens vorübergehend. Die Teilstücke können sich nachher wieder vereinigen. Das ist gerade keine Neuigkeit, vielleicht eine ungewohnte Betonung allgemein bekannter Dinge. Andererseits sind wir mit der Auffassung vertraut, daß die Pathologie uns durch ihre Vergrößerungen und Vergrößerungen auf normale Verhältnisse aufmerksam machen kann, die uns sonst entgangen wären. Wo sie uns einen Bruch oder Riß zeigt, kann normalerweise eine Gliederung vorhanden sein. Wenn wir einen Kristall zu Boden werfen, zerbricht er, aber nicht willkürlich, er zerfällt dabei nach seinen Spaltrichtungen in Stücke, deren Abgrenzung, obwohl unsichtbar, doch durch die Struktur des Kristalls vorherbestimmt war.«

Die scheinbar selbstverständliche Einheit des Ichs wird hier nicht nur in Frage gestellt; die Spaltung dessen, was wir als einheitliches Ich anzunehmen geneigt sind, ist zudem überhaupt erst die Voraussetzung der Psychoanalyse.

Sicherlich kennen Sie alle die Stelle aus dem kleinen Aufsatz über »Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse«, an der Freud (GW XII, S. 7f.) die drei großen historischen Kränkungen der menschlichen Eigenliebe aufzählt: die kosmologische, die biologische und die psychologische. »Der Mensch«, so schreibt Freud dort, »glaubte zuerst in den Anfängen seiner Forschung, daß sich sein Wohnsitz, die Erde, ruhend im Mittelpunkt des Weltalls befinde, während Sonne, Mond und Planeten sich in kreisförmigen Bahnen um die Erde bewegen.« Die mit dem Namen Kopernikus verbundene Zerstörung des geozentrischen Weltbildes – in dem leicht die kosmologisch gewendete Projektion eines anthropo- bzw. egozentrischen Welt- respektive Selbstbildes zu erkennen ist – nennt Freud die kosmologische Kränkung. Die biologische Kränkung nun, die dem Menschen durch Darwins Theorie der Evolution zugefügt worden sei, besteht in der Erkenntnis, daß der Mensch in einer kontinuierlichen Entwicklungsreihe mit dem Tier steht. Die dritte, die psychologische Kränkung schließlich, rechnet Freud seinem eigenen Verdienst zu: »Der Mensch«, so schreibt er, »ob auch draußen erniedrigt, fühlt sich souverän in seiner eigenen Seele.«

Diese Souveränität aber beruht auf einer Selbsttäuschung, in Wirklichkeit nämlich – so Freud – ist »das Ich nicht Herr ... im eigenen Hause« (S. 11). »Denn diese Seele ist nichts Einfaches, vielmehr eine Hierarchie von über- und untergeordneten Instanzen, ein Gewirre von Impulsen, die unabhängig voneinander zur Ausführung drängen, entsprechend der Vielheit von Trieben und von Beziehungen zur Außenwelt, viele davon einander gegensätzlich und miteinander unverträglich.« (S. 9) Die menschliche Eigenliebe, die narzißtische Phantasie der Ganzheit und Zentriertheit, ist damit nicht nur in ihren

Anschauungen der Welt, sondern in sich selbst getroffen.

Ich habe diese Sätze Freuds zitiert, weil sie die konzise Umschreibung dessen sind, was man den Kern einer psychoanalytischen Anthropologie nennen könnte, einer Anthropologie, die mit der Aufdeckung der irreduziblen psychischen Heterogenität des Subjekts das epistemologische fundamentum inconcussum Descartes, die Gewißheit des *Cogito ergo sum* – das Ich als selbstbewußtes Zentrum menschlicher Identität – zum Einsturz gebracht und an seine Stelle den Satz gestellt hat: Ich denke, aber das bin ich nicht.

Infragegestellt durch die Psychoanalyse ist der Subjektanspruch des Ichs überhaupt: Jenes Ich, das vermeint, das Gesamt des Psychischen zu sein, bewußtes, wahrnehmendes, wünschendes Subjekt, entpuppt sich als ein »inneres Objekt«: »Dieses *Objekt* ist allerdings zu Aktionen fähig und nimmt am Konflikt in einer doppelten Funktion teil: in einer hemmenden, d.i. bindenden Funktion ... und in einer abwehrenden Funktion Wenn wir also die These aufstellen, das Ich sei nicht Subjekt, müssen wir diese sofort ergänzen: Das Ich ist durchaus ein Objekt, aber eine Art Umschalt-Objekt, das sich, in einer mehr oder weniger anmaßenden und uns täuschenden Weise, als begehrendes und wünschendes Subjekt ausgeben kann.«⁴⁰

Man könnte auch sagen: Dieses Ich könnte sich als Subjekt gar nicht aufspielen, wenn es nicht – in einer ihm zu supponierenden Geschichte (d.h. der Abbildung einer logischen Struktur auf eine historische Genese) – sich selbst zum Objekt geworden wäre. An dieser Formulierung, Sie werden es leicht erkennen, hängt natürlich ein schwerwiegendes Paradox: Die Frage nämlich, was zuerst da war – das Huhn oder das Ei; anders formuliert: Wie denn das Ich entstehen kann, indem es sich selbst als Objekt gegenübertritt, wenn es doch als vorgängig existierendes gar nicht vorausgesetzt werden kann.

Und damit sind wir bereits mitten in der zentralen

Aporie der psychoanalytischen Narzißmustheorie angelangt. Nun könnte man einwenden, diese Aporie entstehe vor allem aus einer Sprachschludrigkeit: Das »Subjekt-Ich«, das Selbst, sei das »Ich« Freuds in der psychoanalytischen Theorie vor der Einführung des Strukturmodells mit dessen Trias von Ich, Über-Ich und Es; nur das strukturelle »Ich« entspräche jenem »inneren Objekt«, von dem Laplanche spricht. Doch diese terminologische Klärung, so gut sie gemeint ist, verfängt nicht; denn nicht ohne Grund hat Freud es bei der terminologischen Zweideutigkeit des »Ich«-Begriffs belassen, eben um jenen zwiespältigen Charakter (zwischen Objektsein und Subjektivitätsanmaßung) des Ichs zu kennzeichnen, den Laplanche dem Ich als »Umschalt-Objekt« zuspricht. Doch bevor ich diese Problematik hier weiter vertiefe, möchte ich zuvor Ihre Aufmerksamkeit auf eine andere Problematik lenken, die mit der eben geschilderten in gewisser Weise zusammenhängt. Ich möchte Sie auf eine Zwiespältigkeit – wörtlich: Zweigespaltenheit – der Psychoanalyse hinweisen, die der des Ichs durchaus ähnelt. Als Versprechung einer Therapie spielt die Psychoanalyse notwendigerweise auf jenes narzißtische Phantasma heiler Ungespaltenheit an, das sie als Theorie dekonstruiert, indem sie die Unmöglichkeit einer Psyche als ungespaltener Ganzheit konzeptualisiert. Lassen Sie mich Ihnen diesen Gedanken erläutern.

Der letzte Absatz der 34. Vorlesung der »Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse« gehört zu den vielzitierten Passagen aus Freuds Werk (GW XV, S. 169); auch ich habe ihn schon einmal vorgelesen: »Ich sagte Ihnen, die Psychoanalyse begann als eine Therapie, aber nicht als Therapie wollte ich sie Ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen des Wahrheitsgehalts, wegen der Aufschlüsse, die sie uns gibt über das, was dem Menschen am nächsten geht, sein eigenes Wesen...« Sein eigenes Wesen, so wollen wir hinzufügen, das ihm nicht nur am nächsten geht, sondern zugleich auch unendlich fremd ist. Außer wegen

der Erkenntnisse über das Wesen des Menschen möchte Freud uns die Psychoanalyse empfehlen, »wegen der Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Betätigungen aufdeckt. Als Therapie ist sie eine unter vielen, freilich eine *prima inter pares*. Wenn sie nicht ihren therapeutischen Wert hätte, wäre sie nicht an Kranken gefunden und durch mehr als dreißig Jahre entwickelt worden.«

Dieser Absatz wird gern als Beleg für das psychoanalytische »Junktum von Heilen und Forschen« angeführt, von dem Freud (GW XIV, S. 293f.) an anderer Stelle spricht. Dort heißt es: »In der Psychoanalyse bestand von Anfang ein Junktum zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dieses kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt.« Was da auf so »kostbare« Weise zusammentrifft, das hat jedoch weder der Zufall noch eine prästabilisierte Harmonie so gefügt, sondern das hält ein »Junktum« zusammen. Der euphemistische Tonfall der eben zitierten Sätze lenkt den Leser leicht über die etymologischen Implikationen dieses von Freud gewählten Wortes hinweg. Es geht zurück auf das lateinische *iugum*, das Joch. Therapie und Erkenntnis als *zwei* unter *ein* Joch gezwungene Zugtiere: das ist ein durch und durch anderes Bild als das manifest insinuierte von Heilen und Forschen lediglich als den zwei Seiten einer Medaille! Der Begriff des Junktums legt etwas Anderes nahe: Daß die Psychoanalyse als Therapie und Anthropologie selber so heterogen und zerrissen ist wie ihr Gegenstand und nur zusammengehalten werden kann durch einen Akt keineswegs gewaltloser Synthesis, insofern nämlich, als die Möglichkeit einer Therapie, einer Heilung, durch die psychoanalytische Theorie selber dementiert wird – als eine ebenso trügerische Vorstellung wie die von der Herrschaft des Ich im eigenen Haus. Aber Freud hält über alle Einschränkungen, die er immer wieder an der

Psychoanalyse als Therapie vornimmt, am therapeutischen Anspruch der Psychoanalyse fest. Wir dürfen vermuten: Weil er diesen Widerspruch braucht, um sein psychoanalytisches Denken weiterzutreiben. (Ohne das Junktim von Therapie und Theorie wäre die Psychoanalyse bestenfalls eine neue Variante Nietzscheanischer Philosophie geworden, sie wäre von vornherein bereits an ihrem Ende gewesen.)

Ich habe bis jetzt immer wieder von der Anthropologie der Psychoanalyse gesprochen. Diese Rede von psychoanalytischer Anthropologie bedarf zweifellos der Erläuterung: Natürlich mache ich mich nicht anheischig, die Psychoanalyse, soweit sie nicht Therapie ist, rundweg mit Anthropologie zu identifizieren. Dennoch behaupte ich, daß Anthropologie ein zentrales und wesentliches Interesse des psychoanalytischen Denkens ist. Der Begriff einer psychoanalytischen Anthropologie – oder gar die Vorstellung der Psychoanalyse *als* Anthropologie – allerdings ist alles andere als unproblematisch: Nicht bloß, weil überhaupt das Projekt einer jeden Anthropologie zum einen unter dringendem Ideologieverdacht steht und zum anderen vom Muff akademischer Pflichtübungen mit so reizvollen Staubfängern von Titeln wie »Das Menschenbild bei XYZ« umdünstet ist. Sondern nicht zuletzt auch, weil es in der Geschichte der Psychoanalyse so überaus prominente Beispiele schlechter psychoanalytischer Anthropologie gab, die schließlich in der Aufgabe der Psychoanalyse mündeten.

Solch schlechte Anthropologisierung der Psychoanalyse wirft Freud (GW X, S. 108) dem Jungschen und dem Adlerschen Revisionismus vor, nämlich »aus der Symphonie des Weltgeschehens ein paar kulturelle Obertöne herausgehört und die urgewaltige Triebmelodie wieder einmal überhört« zu haben. Freuds Anthropologie ist alles andere als ein profanisierendes Glaubensbekenntnis zur einen oder anderen, guten oder bösen Natur des Menschen; sie rekurriert auch nicht auf ein abstraktes statisches »Wesen« des Menschen. Sie bedarf der Therapie als entgegenwirkendem Prinzip, um nicht in einer

positiven Formulierung einer Menschennatur zu erstarren. Freuds Anthropologie erscheint kaum explizit, sie kommt in verschiedenen Verkleidungen einher, unter anderem als psychologische Ur-Geschichtsforschung. Sie ist genetisch orientiert, genetisch nicht aber im Sinne des Interesses an der Entfaltung eines Programms, sondern im Sinne einer Analyse von Widersprüchen, Konflikten, Inkompatibilitäten und den daraus entspringenden Prozessen, die von Freud immer wieder gern als Geschichten des Ursprungs dramatisiert werden. Und sie ist zugleich charakterisiert als eine Anthropologie, die ebenso beharrlich aus der therapeutischen Empirie, aus der analytischen Kur ihre Plausibilität herleitet wie sie der Kur die verändernde Kraft der Wahrheit verleihen soll. Die psychoanalytische Anthropologie befindet sich damit zweifellos in einer engen und zugleich zirkelhaften Relation zur psychoanalytischen Therapie. Sie ist jedoch keineswegs deren »Grundlage« in dem Sinne, daß die Therapie die Anwendung ihrer Erkenntnisse wäre. Die psychoanalytische Anthropologie ist vielmehr bestimmt als das »Jenseits« der Kur, als Grenze der Therapie. Formulierten wir Karl Kraus' Aphorismus von der Psychoanalyse als der Krankheit, die sie zu heilen vorgibt, in diesem Sinne um, so müßten wir sagen: Die Krankheiten, von denen die Psychoanalyse den Menschen zu heilen vorgibt, sind zugleich Ausdruck jener Bedingungen, die sie als konstitutiv für die Existenz des Menschen erkennen muß. Für den Fall, daß Sie Paradoxien etwas abgewinnen können: Es ist wahr, daß die Psychoanalyse durch Einsicht heilt – durch die Einsicht in die Unheilbarkeit. Psychoanalyse ist der Abschied von den Phantasmen des Heilseins und der Heilung.

Im »Unbehagen in der Kultur« schreibt Freud (GW XIV, S. 423f.): »Normalerweise ist uns nichts gesicherter als das Gefühl unseres Selbst, unseres eigenen Ich. Dies Ich erscheint uns selbständig, einheitlich, gegen alles andere gut abgesetzt.« In der Verliebtheit jedoch, so Freud, können wir die Auflösung der Grenzen des Ichs

gegenüber dem Objekt beobachten, und: »Die Pathologie lehrt uns eine große Anzahl von Zuständen kennen, in denen die Abgrenzung des Ichs gegen die Außenwelt unsicher wird, oder die Grenzen wirklich unrichtig gezogen werden; Fälle, in denen uns Teile des eigenen Körpers, ja Stücke des eigenen Seelenlebens, Gedanken, Gefühle wie fremd und dem Ich nicht zugehörig erscheinen, andere, in denen man der Außenwelt zuschiebt, was offenbar im Ich entstanden ist und von ihm anerkannt werden sollte. Also ist auch das Ichgefühl Störungen unterworfen und die Ichgrenzen sind nicht beständig.« Und Freud fügt an: »Dies Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muß eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begreiflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit konstruieren läßt.«

Die Pathologie verweist auf die *Geschichte* der vermeinten Normalität: Es ist dies eine der Freudschen Argumentationslinien, die über den Verweis auf die Genese letztlich auf eine anthropologische Aussage zielen, auf eine freilich nicht ontologisierende Anthropologie, sondern auf eine Anthropologie, die nur prozeßhaft gedacht werden kann. Und diese wiederum ist – um es noch einmal zu sagen – keine Anthropologie, die auf die Affirmation einer humanen Identität hinliefere; die Konstruktion der Entwicklungsgeschichte führt im Gegenteil auf die Dekonstruktion von Identität.

Es entbehrt übrigens – wenn Sie mir diesen Seitenhieb gestatten – nicht einer gewissen Ironie, daß gerade die Apologeten des identischen Menschseins mit ihrer Rede vom Körper, der ihnen etwas mitteilt, die hypostasierte Selbstidentität des Menschen, den Einklang des Menschen mit sich selbst, ebenfalls nur über die Selbstentfremdung des Körpers (als zweitem Ich gewissermaßen) denken können.

Wenn Freud seine Überlegungen zum »Unbehagen in der Kultur« mit einer breiten Diskussion des von Romain Rolland als Grundlage der Religion eingeführten »ozeanischen Gefühls« beginnt – einer Diskussion, die

wie ein merkwürdiger Block vor seinem eigentlichen Thema zu liegen scheint, der zunächst weggeräumt werden muß –, dann hat das offenbar damit zu tun, daß Freud erkennt, daß ein Zustand einer allumfassenden Verschmelzung als theoretischer Ausgangspunkt für die Psychoanalyse undenkbar ist, und zwar undenkbar im wörtlichen Sinne. Das Denken erfordert eine Trennung, Trennung von Subjekt und Objekt, Symbol und Sache. Ein Zustand der Nicht-Trennung wäre ein begrifflich nicht mehr zu erhellendes Schwarzes Loch: ein solches schwarzes Loch wäre auch der Narzißmus, wenn in ihm nicht ebenfalls eine Trennung, eine Entzweiung mitgedacht werden könnte. Und ebenso undenkbar ist für Freud die Erreichung eines Zustands der harmonischen Vereinigung und Ungespaltenheit: sei es als Ziel der Kur oder als gesellschaftliche Utopie.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle einmal mehr eine kleine Abschweifung, bei der Sie jedoch bald erkennen werden, wie sie mit unserem Thema des Ich zusammenhängt.

Im Frühling des Jahres 1910 widmen sich die Mitglieder der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung an je zwei bzw. drei aufeinanderfolgenden Abenden der Diskussion zweier scheinbar völlig disparater Themen: das eine dieser Themen ist der Selbstmord, das andere die Selbstbefriedigung.⁴¹ Ich erwähne diesen engen zeitlichen Zusammenhang der Debatten hier nicht etwa, um einem traurigen Thema wenigstens noch einen frivolen Kitzel abzugewinnen, sondern, um auf einen inhaltlichen Zusammenhang hinzuweisen, der für die psychoanalytische Betrachtungsweise eines Grenzphänomens wesentlich ist: Ich meine natürlich den *Aspekt der Beziehung des Ichs zu sich selbst als zu einem Objekt*. Diese Art der Beziehung ist es, die den Menschen wesentlich auszeichnet und ihren Ausdruck in eben jenen Begriffen wie *Selbstmord*, *Selbstbefriedigung* oder auch dem der *Selbsterkenntnis* findet.

Wir sind daran gewöhnt, uns das Verhältnis von Subjekt und Objekt als eines zwischen dem Bereich des

eigenen Inneren und dem eines fremden Äußeren zu veranschaulichen. Die Psychoanalyse durchkreuzt diese einfache Betrachtungsweise radikal, indem sie das, was ihr als *Psychisches* gilt, selbst *als etwas wesentlich Uneinheitliches und Gespaltenes* beschreibt, das nicht nur zur äußeren Welt der Objekte, sondern auch zu sich selber in einer – außer durch den Tod – nicht mehr aufhebbarer konfliktvollen Spannung steht, welche im Extremfall zu ihrer im Selbstmord endenden gewaltvollen Selbstaufhebung drängt.

In »Trauer und Melancholie« findet wir die Erklärungsformel, daß es sich bei dem in den Selbstmord mündenden Selbsthaß um den gegen das Ich zurückgewendeten Haß handelt, der ursprünglich einmal einem äußeren Objekt gegolten hat. Freud schreibt, erst der Sadismus löse »uns das Rätsel der Selbstmordneigung, durch welche die Melancholie so interessant und so – gefährlich wird. Wir haben als den Urzustand, von dem das Triebleben ausgeht, eine so großartige Selbstliebe des Ichs erkannt, wir sehen in der Angst, die bei Lebensbedrohung auftritt, einen so riesigen Betrag der narzißtischen Libido frei werden, daß wir es nicht erfassen, wie dies Ich seiner Selbstzerstörung zustimmen könne. ... Nun lehrt uns die Analyse der Melancholie, daß das Ich sich nur dann töten kann, wenn es durch die Rückkehr der Objektbesetzung sich selbst wie ein Objekt behandeln kann, wenn es die Feindseligkeit gegen sich richten darf, die einem Objekt gilt, und die die ursprüngliche Reaktion des Ichs gegen die Objekte der Außenwelt vertritt. ... In den zwei entgegengesetzten Situationen der äußersten Verliebtheit und des Selbstmordes wird das Ich, wenn auch auf gänzlich verschiedenen Wegen, vom Objekt überwältigt.« (GW X, S. 438f.)

Diese Argumentation scheint ganz der Konvention verhaftet zu sein, nach der das Subjekt das Innere und das Objekt das Äußere repräsentiert; die Analyse der Melancholie als eines möglichen Ausgangs einer Identifikation des Ichs mit dem Objekt unterminiert jedoch

bereits in sich diese saubere Grenzziehung.⁴² Die Melancholie zeigt sich als eine Situation, die zur Selbstvernichtung des Ich führen kann, weil die feindselige Spannung zwischen Ich und dem verinnerlichten Objekt *im Ich* so unerträglich geworden ist, daß nur noch der Tod des Ichs diese Spannung aufheben kann. Auch wenn Freud unter dem Eindruck seiner Spekulation zum »Jenseits des Lustprinzips«, in dem er das stumme Wirken eines Todestriebis postuliert hatte, in den darauf folgenden Bemerkungen zum »Ökonomischen Problem des Masochismus« die Erklärung des Selbstmordes dahingehend abändert, daß es nicht ein nach innen gelenkter primärer Sadismus sei, der zum Selbstmord führe, sondern die Unmöglichkeit, einen primären Masochismus sekundär in Sadismus gegen ein äußeres Objekt zu verwandeln, so bleibt doch in den beiden scheinbar diametral entgegengesetzten Betrachtungsweisen diese eine Denkfigur dieselbe: daß eine *innere Spannung* (sei sie nun »ursprünglich« von außen nach innen getragen oder aber von innen nicht adäquat nach außen abgeleitet) jene Situation schafft, die im Extrem zur Selbstzerstörung des Ich führen kann.

Wenn Freud in seiner Arbeit »Zur Einführung des Narzißmus« von 1914 anmerkt, es sei »eine notwendige Annahme, daß eine dem Ich vergleichbare Einheit nicht von Anfang an im Individuum vorhanden ist«, und kategorisch anfügt: »das Ich muß entwickelt werden« (GW X, S. 142), so folgt daraus keineswegs, daß das Ich sich als *Einheit entwickelt*. Im Gegenteil muß man sagen, daß das Ich sich erst dadurch als Ich bildet, daß es sich als *ein in sich Gespaltenes sich selbst gegenübertritt*.⁴³

Eine der letzten Schriften Freuds trägt das Thema dieser Spaltung des Ichs im Titel: das Fragment gebliebene Manuskript »Die Ichspaltung im Abwehrvorgang«, welches ich Ihnen schon einmal zitiert habe. Damit die Passage, die mir wichtig erscheint, verständlich wird, muß ich diesen Text noch einmal ausführlich von Anfang an vorlesen:

»Ich befinde mich einen Moment lang in der interessanten Lage nicht zu wissen, ob das, was ich mitteilen will, als längst bekannt und selbstverständlich oder als völlig neu und befremdend gewertet werden soll. Ich glaube aber eher das letztere.

... Das Ich des Kindes befinde sich also im Dienste eines mächtigen Triebanspruches, den zu befriedigen es gewohnt ist, und wird plötzlich durch ein Erlebnis geschreckt, dass ihn (sic!) lehrt, die Fortsetzung dieser Befriedigung werde eine schwer erträgliche reale Gefahr zur Folge haben. Es soll sich nun entscheiden: entweder die reale Gefahr anerkennen, sich vor ihr beugen und auf die Triebbefriedigung verzichten, oder die Realität verleugnen, sich glauben machen, dass kein Grund zum Fürchten besteht, damit es an der Befriedigung festhalten kann. ... Das Kind tut aber keines von beiden, oder vielmehr, es tut gleichzeitig beides, was auf dasselbe hinauskommt. Es antwortet auf den Konflikt mit zwei entgegengesetzten Reaktionen, beide giltig und wirksam. Einerseits weist es mit Hilfe bestimmter Mechanismen die Realität ab und lässt sich nichts verbieten, andererseits anerkennt es im gleichen Atem die Gefahr der Realität, nimmt die Angst vor ihr als Leidenssymptom auf sich und sucht sich ihr später zu erwehren. Man muss zugeben, das ist eine sehr geschickte Lösung der Schwierigkeit. Beide streitende Parteien haben ihr Teil bekommen ... (GW XVII, S. 59f.)

Und nun folgt die Stelle, auf die es mir hier ankommt:

»Aber umsonst ist bekanntlich nur der Tod. Der Erfolg wurde erreicht auf Kosten eines Einrisses im Ich, der nie wieder verheilen, aber sich mit der Zeit vergrößern wird. Die beiden entgegengesetzten Reaktionen auf den Konflikt bleiben als Kern einer Ichspaltung bestehen. Der ganze Vorgang erscheint uns so sonderbar, weil wir die Synthese der Ichvorgänge für etwas Selbstverständliches halten. Aber wir haben offenbar

darin Unrecht. Die so ausserordentlich wichtige synthetische Funktion des Ichs hat ihre besonderen Bedingungen und unterliegt einer ganzen Reihe von Störungen.« (GW XVII, S. 60)

Man könnte diese Sätze Freuds noch weiter pointieren: Die vereinheitlichenden Funktionen im Ich sind ja erst denkbar auf dem Hintergrund einer diese motivierenden Spannung, die aus einer grundsätzlichen Uneinheitlichkeit des Ich resultiert. Diese Ichspaltung, *das Ich als wesenhaft Gespaltenes – das ist der Preis, den wir für (psychisches) Leben überhaupt zahlen*. Diese Spaltung wird nie wieder zu überwinden sein, außer wenn das Ich stirbt. Weil dieses Ich aber niemals mit sich eins ist, kann es sich selber töten wie ein fremdes Objekt: Das Problem des Selbstmordes zeigt also in einer sonst kaum vorstellbaren Schärfe, daß das, was die Bedingung der Möglichkeit psychischen Lebens ist, zugleich auch die Bedingung der Möglichkeit seiner gewaltsamen Selbstauflösung darstellt.

»Der eigene Tod«, heißt es bei Freud in »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« (GW X, S. 341), »ist ja auch unvorstellbar, und so oft wir den Versuch dazu machen, können wir bemerken, daß wir eigentlich als Zuschauer weiter dabei bleiben. So konnte in der psychoanalytischen Schule der Ausspruch gewagt werden: Im Grunde glaube niemand an den eigenen Tod oder, was dasselbe ist: Im Unbewußten sei jeder von uns von seiner Unsterblichkeit überzeugt.« Der eigene Tod ist im strengen Sinne nicht vorstellbar, weil die innere Spaltung als Bedingung des psychischen Lebens überhaupt schließlich auch Bedingung des Vorstellens ist. Der eigene Tod als Aufhebung aller Spannungen, welche das Ich nicht nur schaffen, sondern auch zu zerreißen drohen können, kann psychisch nicht repräsentiert sein, weil er das absolute Jenseits des Psychischen bedeutet. Man kann ihn herbeisehnen, herbeiführen – aber nicht bedenken.

Ich hatte Ihnen zuvor vom so gar nicht harmonischen, wenn auch zirkulär ineinander verschlungenen Verhält-

nis von dem, was ich psychoanalytische Anthropologie genannt habe, und der analytischen Therapie gesprochen. Natürlich bin ich nicht der einzige auf weiter Flur, dem ein solcher der Psychoanalyse inhärenter Widerspruch aufgefallen wäre.

Herbert Marcuse⁴⁴ zum Beispiel hat das Verhältnis von psychoanalytischer Theorie und Therapie als das einer »in der Psychoanalyse selbst begründete(n) Diskrepanz« gekennzeichnet, »die sich (im höchsten Maße simplifiziert) etwa folgendermaßen formulieren ließe: während die psychoanalytische Theorie erkennt, daß die Krankheit des Einzelnen letzten Endes durch die Krankheit seiner Zivilisation verursacht ist und durch sie fort dauert, bemüht sich die psychoanalytische Therapie darum, den Einzelnen zu heilen, damit er fortfahren kann, als Teil einer kranken Zivilisation zu funktionieren, ohne sich ihr ganz und gar zu unterwerfen.«

Die psychoanalytische Theorie ist revolutionär, die Therapie affirmativ und anpäßlerisch: So sympathisch die Parteinahme Marcuses für eine radikale Psychoanalyse ist, so wird sie doch dem Problem, auf das sie eine Antwort sein will, nicht gerecht; sie entschärft es vielmehr in einer dem von Marcuse kritisierten kulturalistischen Revisionismus analogen Weise, die hinter Freuds theoretischer Radikalität zurückfällt.

Es sind die Images von Orpheus und Narziß, in denen Marcuse die »Erinnerung« an eine Utopie verkörpert sieht, die dem schlechten Realitätsprinzip der bestehenden Zivilisation entgegengesetzt ist: »Sie wurden niemals die Kulturhéroen der westlichen Welt: ihre Imago ist die der Freude und der Erfüllung, ist die Stimme, die nicht befiehlt, sondern singt; die Geste, die gibt und empfängt; die Tat, die Friede ist, und das Ende der Mühsal der Eroberung, ist die Befreiung von der Zeit, die den Menschen mit Gott, den Menschen mit der Natur eint.« (S. 160f.)

Freuds Narzißmus-Konzept ist demgegenüber nicht nur prosaischer, sondern zugleich widerspruchsvoller. Die darin liegenden Unstimmigkeiten verdienen es,

vertieft zu werden: Der Narzißmus wird von Freud 1911 in der Analyse des Falles Schreber als ein mittleres Entwicklungsstadium zwischen Autoerotik und Objektliebe beschrieben. Dieses Stadium besteht darin, »daß das in der Entwicklung begriffene Individuum, welches seine autoerotisch arbeitenden Sexualtriebe zu einer Einheit zusammenfaßt, um ein Liebesobjekt zu gewinnen, zunächst sich selbst, seinen eigenen Körper zum Liebesobjekt nimmt, ehe es von diesem zur Objektwahl einer fremden Person übergeht.« (GW VIII, S. 297)

Der Narzißmus also als eine homogenisierende Aktion, die einer spontanen Teleologie zu folgen scheint – diese Argumentation ist ungewöhnlich für Freud und läßt die Frage offen, warum es denn zu dieser synthetisierenden Aktion kommen sollte, in der sich alles so harmonisch naturwüchsig fügt.

Im von Laplanche und Pontalis zusammengestellten »Vokabular der Psychoanalyse«⁴⁵ heißt es zum Stichwort »Narzißmus«: »In Anlehnung an die Sage von Narcissus: die Liebe, die man dem Bild von sich selbst entgegenbringt.« So knapp dieser Versuch einer Definition geraten ist, so betont er doch einen sehr wesentlichen Punkt, der immer wieder – und eben auch in der eben zitierten Freudschen Darstellung des Narzißmus – unterschlagen wird: Der Narzißmus ist die Liebe zu einem *Bild* des eigenen Selbst.

1914, in seinem Aufsatz »Zur Einführung des Narzißmus« schreibt Freud (GW X, S. 154):

»Wir haben, besonders deutlich bei Personen, deren Libidoentwicklung eine Störung erfahren hat, wie bei Perversen und Homosexuellen, gefunden, daß sie ihr späteres Liebesobjekt nicht nach dem Vorbild der Mutter wählen, sondern nach dem ihrer eigenen Person. Sie suchen offenkundigerweise sich selbst als Liebesobjekt, zeigen den narzißtisch zu nennenden Typus der Objektwahl. In dieser Beobachtung ist das stärkste Motiv zu erkennen, welches uns zur Annahme des Narzißmus genötigt hat.

Wir haben nun nicht geschlossen, daß die Menschen in zwei scharf geschiedene Gruppen zerfallen, je nachdem sie den Anlehnungs- oder den narzißtischen Typus der Objektwahl haben, sondern ziehen die Annahme vor, daß jedem Menschen beide Wege zur Objektwahl offenstehen, wobei der eine oder der andere bevorzugt werden kann. Wir sagen, der Mensch habe zwei ursprüngliche Sexualobjekte: sich selbst und das pflegende Weib, und setzen dabei den primären Narzißmus jedes Menschen voraus, der eventuell in seiner Objektwahl dominierend zum Ausdruck kommen kann.«

Von einem Typus einer klinisch zu beobachtenden Objektwahl schließt Freud auf einen zu unterstellenden primären, allgemeinen Typus einer Liebeswahl, bei dem das *Vorbild* der eigenen Person das Liebesobjekt war. Warum diese ursprüngliche Liebesbesetzung freilich aufgegeben wird, ist ausgesprochen unklar. Ein Objekt, das man liebt und mit dem man untrennbar verbunden, weil man es selbst ist, warum sollte man das je verlassen?

Hier scheint Freuds Theorie des Narzißmus in eine Aporie zu geraten, eine Aporie, der auch eine spätere Freudsche Konzeption des primären Narzißmus nicht entgeht, in dem das Ich – das noch keines sein kann, weil es selbstgenügsam in sich selbst ruht – in einem Zustand objektloser Zufriedenheit schlummert. Der Schlaf soll in dieser Konzeption jenes alltägliche Phänomen sein, das darauf abzielt, diesen primären narzißtischen Zustand allnächtlich wiederbeleben: »Beim Schlafenden hat sich der Urzustand der Libidoverteilung wiederhergestellt, der volle Narzißmus, bei dem Libido und Ichinteresse noch vereint und ununterscheidbar in dem sich selbst genügenden Ich wohnen.« (Freud, GW XI, S. 432) Wieso aber der Schlaf dann nicht selige Bewußtlosigkeit, sondern jener Zustand ist, der die Bilder des Wunsches, den Traum als Versuch der Wunscherfüllung gebiert, ist nicht einzusehen.

Es ist unzweifelhaft, daß die Vorstellung eines objektlosen primären Narzißmus oder die des Narzißmus einer unvermittelten Selbstliebe nicht nur der Empirie widersprechen, sondern auch der Logik. Man müßte einwenden: Wo kein Bild ist, kann man nicht lieben; wo man aber ein Bild seiner selbst hat, sich also als Objekt gesetzt hat, ist man schon von sich selber getrennt. (Kleists Aufsatz über das »Marionettentheater« hat eben jene Selbstentfremdung, hinter die im Moment, wo sie geschieht, kein Schritt mehr zurückführt, zum Thema.) In dem Augenblick, wo das Ich Subjekt wird, indem es sich auf sich selbst als Objekt – als Bild – bezieht, geht ein Riß durch es hindurch, Insignum seiner es konstituierenden Trennung. Freilich ist dieser Augenblick auf keiner Zeitachse abzubilden, er bezeichnet nichts weiter als den Verdichtungspunkt einer logischen Struktur, der jede Subjektivität unterworfen ist und die als solche jeden Punkt einer Entwicklungsgeschichte durchdringt, ohne konkretistisch mit ihm identifiziert werden zu können.

(Es wäre übrigens einer ausführlicheren Analyse wert, von hier aus einem weiteren wichtigen Widerspruch nachzugehen, der das psychoanalytische Denken wesentlich bewegt: dem zwischen einer strukturalen und einer geschichtlichen Betrachtungsweise. Die Versuchung liegt in der Psychoanalyse stets nahe, die eine zugunsten der anderen aufzugeben. Bei Freud erscheint Strukturelles häufig in Ursprungserzählungen wie der der Urhorde, also in pseudogeschichtlichem Gewand, d.h. als phylogenetische Entwicklungspsychologie, die die Ontogenese erklären soll, diese jedoch immer zugleich zirkulär voraussetzt. Freud hält trotz aller theoretischer Schwierigkeiten, in die er sich damit bringt, auf unbekümmert naive Weise an diesem Ursprungsdenken fest; mir scheint, weil er *beide* Betrachtungsweisen, strukturelle und geschichtliche, braucht, um den Zwiespalt von Notwendigkeit und Determiniertheit auf der einen Seite und von Kontingenz und Freiheit auf der anderen Seite fassen zu können. Entsprechend chan-

giert die psychoanalytische Entwicklungstheorie, wie Freud sie etwa in den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« formuliert, zwischen Biologie und Psychologie, also zwischen Entwicklung im strengen Sinne und Geschichte, ohne in einem von beiden allein aufzugehen. Dies nur als vorläufige Skizze einer Thematik, die mit der hier behandelten zwar eng zusammenhängt, aber an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden kann. Ich werde aber noch ausführlich auf dieses Thema zu sprechen kommen.)

Da, wo Freud (GW XIII, S. 253) innerhalb seines neuen Strukturmodells die Differenzierung des Ich vom Es genetisch darstellen will, bringt er jenen Objektivierungsprozeß zur Geltung, der das Ich als Subjekt zuallererst konstituiert: »Der eigene Körper und vor allem die Oberfläche desselben ist ein Ort, von dem gleichzeitig äußere und innere Wahrnehmungen ausgehen können. Er wird wie ein anderes Objekt gesehen, ergibt aber dem Getast zweierlei Empfindungen, von denen die eine einer inneren Wahrnehmung gleichkommen kann.« Und etwas später heißt es: »Das Ich ist vor allem ein körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Projektion einer Oberfläche.« Der Vorgang dieser Projektion – dieses Vor-Wurfs – ist einer des Ausschlusses, oder wie es bei Freud in »Die Verneinung« (GW XIV, S. 13) heißt: »...es soll in mir oder außer mir sein. Das ursprüngliche Lust-Ich will ... alles Gute sich introjizieren, alles Schlechte von sich werfen. Das Schlechte, das dem Ich Fremde, das Außenbefindliche, ist ihm zunächst identisch.« Identität aber kann das Ich nur gewinnen, indem es – wenn Sie so wollen – außer sich gerät.

Wir wollen von hier zum Problem der Möglichkeit beziehungsweise Unmöglichkeit der psychoanalytischen Therapie zurückkehren. Wenn sie nicht heilen kann, was vermag sie dann?

Wie gesagt: Die Unheilbarkeit des Menschen als *conditio humana* – Freud thematisiert sie durch sein ganzes Werk mit unerschütterlicher Beharrlichkeit, nicht nur

in den Schriften, die man gemeinhin seine gesellschafts- oder kulturkritischen nennt, die aber mehr, als daß sie Kritik konkreter Formen der Vergesellschaftung sind (das sind sie unzweifelhaft auch; wie sollten sie es auch nicht sein?) Ausdruck einer sehr spezifischen Anthropologie sind, die ich zu beschreiben versucht habe. Aber Freud zwingt diese Anthropologie zugleich unter ein Joch zusammen mit der Therapie, die doch schließlich verändern soll.

Setzt die Möglichkeit einer Therapie aber nicht jene Souveränität des Menschen voraus, die die Psychoanalyse als Illusion entlarvt hat? Wenn es denn überhaupt ein zu bewahrendes, letztes Residuum menschlicher Souveränität gibt, so beruht es in der Erkenntnis der eigenen Dezentriertheit, der eigenen irreduziblen Heterogenität und damit der für den Menschen konstitutiven Nicht-Selbstidentität. Der Freudsche Schritt zu dieser Einsicht ist in der Geschichte der großen Kränkungen gleichsam der letzte auf einem Weg, in dem Erkennen zugleich schmerzliches Anerkennen heißt.

Der Patient – da beißt die Maus keinen Faden ab und hilft auch nicht seine Umbenennung in einen Klienten – der Patient, der zum Analytiker kommt und Analysand werden will, *leidet*. Der Analytiker hätte – nur wie? – dem Analysanden dieses Leiden zu nehmen? Sicherlich! Der Waschzwang des Zwangskranken ist »nicht nötig«, ebensowenig die Platzangst des Phobikers. Beide sind sie überflüssig, freilich keineswegs im wörtlichen Sinn dieses Wortes: Sie sind nämlich keineswegs »flüssig«, sondern vielmehr Formen eines erstarrten Leidens. Doch an eben diesem Leiden scheinen sie hartnäckig festzuhalten – so, als ob mit dem Symptom die Hoffnung auf eine erlösende Befriedigung festhalten könnten, die weit mehr wäre als bloß die lächerliche Verflüssigung des Symptoms.

Diese leidenschaftliche und persistierende Hoffnung scheint der »gewachsene Fels« zu sein, auf den die analytische Kur immer wieder zu stoßen droht. Es ist dies ein Fels, auf dem die Psychoanalyse ihrerseits keine

Erlösung verheißende Kirche erbaut hat, sondern die Grenze ihrer Wirksamkeit eingestehen muß. Wenn Freud (GW XIII, S. 98f.) diesen »gewachsenen Fels« mit dem Peniswunsch bei der Frau und dem Sträuben des Mannes gegen seine passive-feminine Einstellung identifiziert, so ist das lediglich eine konkretistisch verkürzte Darstellung des Sachverhalts, daß die Analyse im Sträuben gegen die Trauer über die Trennung vom Objekt, im Anspruch auf ungespaltene Ganzheit ihre Grenze findet, eine Grenze, diesseits derer sie sich mit dem bescheidenen Auflösen von Symptomen beschäftigt. Auflösen – das heißt bekanntlich: in einen flüssigen Aggregatzustand überführen. Psychoanalyse ist – um ein mehr als arg strapaziertes Wort zu gebrauchen –: Trauerarbeit, Arbeit daran, die Trennung anzuerkennen, d.h. den Mangel zu symbolisieren.

Wenn in der Psychoanalyse von der Übertragung und ihrer Auflösung geschrieben wird, dann meist in der Abgrenzung zu einer sogenannten »realen« Beziehung beziehungsweise im Hinblick auf deren Herstellung – als gäbe es Beziehungen, die in jenem lächerlichen Sinne real wären, was die Realitätsapostel der Psychoanalyse darunter verstehen: Bilderlosigkeit.

Zweifelloso steht im Zentrum der psychoanalytischen Kur die Übertragung, eine Liebe, die sich von der gewöhnlichen Leidenschaft der Verliebtheit in nichts unterscheidet, außer darin, daß im Raum des analytischen *Sprechzimmers* das notwendige und zugleich phantasmatische überwundene Moment des Liebens, die Trennung nämlich vom unterstellten Ur-Objekt, in besonderer Schärfe sichtbar ist – für den Analytiker. »Sie lieben gar nicht mich, sagt der Analytiker, Sie lieben Ihren Vater.« Das ist die Deutungsfigur in der Übertragungsliebe. Diese Figur verweist aber nicht auf den konkreten Vater, sondern auf, sagen wir: den Vaterfaden, an den sich die Objekte der Liebe reihen, und an dem nun der Analytiker an der Reihe ist. Sie verweist auf die Notwendigkeit der Symbolisierung, der Metaphorisierung, und da dies im symbolischen Raum der Sprache sich

vollzieht – und nur in diesem – auf die Trennung als Bedingung des Begehrens und der Leidenschaft.

Alle Liebe ist übertragene – auch die narzißtische, die darum nicht »bei sich« bleibt –, denn sie ist auf ein Bild übertragene Liebe. Freuds Analyse des Wunsches macht deutlich, daß das Begehren notwendig einem Bild folgt, folgen muß, und nicht »der Sache selbst«; das Begehren ist unauflöslich Bildern, Phantasien, verfallen: der Mensch ist ein bildkrankes Tier, oder, was dasselbe bedeutet, ein *animal symbolicus*.

Identität – zu diesem Thema gleich noch mehr – bezeichnet darum keinen Zustand, sondern einen Wunsch des Menschen: im Wunsch an sich aber liegt bereits als zentrales Moment (d.h. als Bewegendes) eine konstitutive Nicht-Identität: die von Bild und Objekt. Das Bedürfnis ist bildlos, weil mit sich identisch. Der Eintritt des Menschen in seine Geschichte als eine Geschichte von Trennungen verwandelt seine Bedürfnisse zu bilderentwerfenden Wünschen. Insofern die Phantasien des Wunsches *Bild* sind – das Bild *als* Bild die Trennung symbolisiert –, ist das wünschende Subjekt ein gespaltenes, am Mangel an Ganzheit leidendes, von sich selbst immer getrenntes, nicht mit sich identisches. Dieser narzißtische Mangel ist zugleich die treibende Kraft unserer Leidenschaft, die darum auch stets Leiden schafft, weil wir in ihr unseren Mangel, die Trennung, immer wieder schmerzhaft verspüren. Wenn es einen Unterschied zwischen Begehren und Sucht gibt, so ist es dieser: Während die Sucht beharrlich die Trauer verweigert und darauf insistiert, die Vereinigung mit dem glückverheißenden Objekt doch noch zu erreichen, trägt das Begehren in sich die Trauer über die Trennung vom begehrten »eentlichen« Objekt, das es nie gab außer als Horizont seiner Suche.

Was bleibt als die Aufgabe der Analyse? Sie steht für die Anerkennung einer uneinholbaren Trennung ein, indem sie diese zur Sprache bringt. Ich kenne keine bessere Beschreibung dieser Funktion des analytischen Sprechens als die von Pontalis⁴⁶:

»Sich trennen, sich ablösen vom Objekt und von sich, sich freimachen von seinesgleichen, unablässig den Abstand ausmessen zwischen der besessenen Sache und dem Wort, welches sie bezeichnet und welches, indem es sie bezeichnet, als erstes sagt, daß sie nicht da ist. Aus diesem Abstand versuchen wir nun wiederum, eine *Sache* zu machen. Wir suchen nun nach Beweisen, daß es zu ihm nicht hätte kommen können, nicht hätte kommen müssen, daß er uns einen Schaden zugefügt hat, den zu tolerieren wir keinen Anlaß haben. Wir führen nun Klage gegen alle Trennungen, deren Opfer wir geworden sind. Wir werden dessen nicht müde werden, sie in der Zeit zu fixieren: ein Weggang, ein Tod, eine Vernachlässigung – so viele Male des Verlassenwerdens, so viele Verletzungen. Wir werden ihnen Gestalt und Ort geben: ein unbewegliches Haus und seine Gerüche, die nicht mehr sind; ein Blick der Mutter, der in eine andere Richtung ging (das Schlimmste: ins Innere ihrer selbst, wo wir nicht waren); irgendein winziges Nichts, das uns das Ganze war, welches wir brauchten.

Deshalb sollten wir keinen Gegensatz aufbauen zwischen dem, was ohne allzuviel Mühe in Worte umgesetzt werden könnte, und dem, was sich dem Unsagbaren verschoren hätte. Denn in die Operation der Sprache selbst ist die Unmöglichkeit eingeschrieben, ihrer Anforderung Genüge zu leisten. Die Nicht-Erfüllung des Bestrebens liegt an ihr, doch das Bestreben ist grenzenlos. Indem sie sich genau dahin begibt, wo es hinfällig wird, *realisiert* die Trauer dessen Scheitern. Sie ist zugleich eine Trauer, die wird, und eine Trauer, die sich nicht vollendet.«

Ich bin ich ist nicht das Motto der Liebe. *Werde, wer du bist* nicht das Motto der Psychoanalyse. Freud hat die Metapher vom Analytiker als Spiegel benutzt, in dem sich der Analysand erkennen als Anderer soll. Das jedoch widerspricht dem leider populären Konzept der systematisch angeleiteten Identitätsfindung.

Die Konjunktur der »Identität« beginnt mit Erik Eriksons 1950 erschienenem Buch über »Kindheit und Gesellschaft«, dem Standardwerk jener ichpsychologisch fundierten Entwicklungs- resp. Reifungstheorie, die die Freudsche Theorie der psychosexuellen Entwicklung als eines konflikthaften Prozesses (notabene eines Prozesses nicht der Entfaltung, sondern der Verdrängung, Verschiebung, Verdichtung etc.) zu einem mit der soziologischen Rollentheorie kompatiblen Konzept konstruktiver Lebenskrisenbewältigung »weiterentwickelt«. Er habe versucht, schreibt Erikson, »den ganzen Lebenszyklus als ein integriertes psychosoziales Phänomen darzustellen.«⁴⁷ In mindestens acht Krisen hat der Mensch sich zu bewähren – von der Wiege bis zur Bahre: »So würde – um nur drei von ihnen zu erwähnen – die Säuglingszeit in einer Krise kulminieren, in der das Urvertrauen das Urmißtrauen überwiegen muß, die Adoleszenz in einer Krise, in der sich die Identität als stärker erweisen muß, als die Rollenkonfusion, während im Alter nur die Integrität die Verzweiflung in der Schwebel halten kann.«⁴⁸ »Junge Menschen müssen zu ganzen Menschen aus ihrem eigenen Wesen heraus werden, und das in einem Entwicklungsstadium, das sich durch eine Vielfalt von Veränderungen im körperlichen Wachstum, in der genitalen Reifung und in der gesellschaftlichen Bewußtwerdung auszeichnet. Die Ganzheit, die in diesem Stadium erreicht werden muß, habe ich als Gefühl der inneren Identität bezeichnet.«⁴⁹ »Das Kernproblem der Identität besteht ... in der Fähigkeit des Ichs, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten. Das Schicksal aber kombiniert immer Veränderungen in den inneren Zuständen, die das Ergebnis fortschreitender Lebensstadien sind, mit Veränderungen in der Umwelt, in der historischen Situation. Identität bedeutet auch die Elastizität, in den Wandlungsformen wesentliche Grundformen zu bewahren.«⁵⁰

Identität – so definiert es schließlich Charles Rycroft in seinem »Critical Dictionary of Psychoanalysis« mit

Berufung auf Erikson – sei »the sense of one's continuous being as an entity distinguishable from all others. ... The sense of identity is probably synonymous with SELF-AWARENESS and can be regarded as the subjective equivalent of the EGO, which psychoanalytical theory tends to use only objectively.«⁵¹ Das Selbstbewußtseins, auf das diese Definition zur Erklärung verweist, setzt seinerseits freilich gerade eine konstitutive Spaltung, also eine innere Nicht-Identität voraus; und der Versuch, sich Identität als das subjektive Äquivalent des »Ich«, als dessen affektive Repräsentanz gewissermaßen, vorzustellen, scheitert allein an der Vieldeutigkeit des Freudschen Begriffes »Ich«, die zugunsten größerer Klarheit abzuschaffen die Psychoanalytiker allerdings schon seit langem bemüht waren und immer noch sind:⁵² »Eine gewisse terminologische Klärung versucht die nachfreudsche *Ichpsychologie*, indem sie die bei Freud synonymen Ausdrücke Ich, Selbst, Person differenziert ...«⁵³

In der Uneindeutigkeit dieses Freudschen »Ich« steckt allerdings nicht weniger als ein wesentliches Ergebnis der Psychoanalyse: die Erkenntnis nämlich, daß das Ich »nichts Einfaches« (GW XII, S. 9) ist. Und eines der Objekte, die das Ich libidinös besetzt, die es kritisiert oder idealisiert, ist das Ich selbst.

Die Entwicklung eines Ich-Gefühls geht jedoch keineswegs einher mit einer progressiven »Entfaltung« eines Kerns von Identität, sondern ist Produkt einer vereinheitlichenden Einschränkung; seine vermeinte Ganzheit gewinnt das Ich nicht als Effekt gemeisterter Krisen, in denen es sich selbst behauptet und bestätigt, sondern paradoxerweise vielmehr, indem es sich zu sich selbst in ein Verhältnis der Verneinung setzt. Auf diesem Prozeß der Verneinung, so zeigt Freud, baut nicht zuletzt auch die intellektuelle Urteilsfunktion des Subjekts auf: »Das Urteilen ist die zweckmäßige Fortentwicklung der ursprünglich nach dem Lustprinzip erfolgten Einbeziehung ins Ich oder Ausstoßung aus dem Ich.« (GW XIV, S. 15)

Die Aufgabe der Freudschen Einsicht in das so überaus zwispaltige Wesen jenes Ich ist der Preis, den man für den Begriff der Identität zahlen muß. Man kann es natürlich auch andersherum sehen: Der Identitätsbegriff ist der Lohn dieser Preisgabe.

Bis jetzt habe ich den Begriff der Identität lediglich auf der Ebene des Individuellen kritisiert. Schon bei Freud finden wir aber auch eine kritische Analyse des Prozesses kollektiver Identifizierung.

In seinem »historischen Roman« über den »Mann Moses und die monotheistische Religion«, in dem er zeigen will, daß Moses kein Jude, sondern ein Ägypter war, der den Juden den Monotheismus des Aton-Kultes aufdrängte und schließlich von ihnen ermordet wurde, wendet Freud gegen seine eigene Schrift ein, es könne nun »jemand die Frage aufwerfen, was haben wir davon, wenn wir den jüdischen Monotheismus vom ägyptischen ableiten? Das Problem wird dadurch nur um ein Stück verschoben ...« Was aber, wenn es gerade auf diese »Verschiebung« ankommt, und zwar weit mehr auf sie als auf das Ergebnis, zu dem sie schließlich führt? Nicht die neugefundene (ägyptische) Identität Moses' nämlich ist das Wesentliche an Freuds Studie, sondern die Dekonstruktion der (jüdischen) Identität des Moses' als Effekt einer »Entstellung«⁵⁴. Identität entsteht als Verdrängung des Nicht-Identischen, sie entsteht als Mordgeschichte und ist das Produkt des »nachträglichen Gehorsam« (GW IX, S. 173) gegen den Ermordeten, der (nachträglichen) Identifikation mit ihm.

Freuds Ursprungsgeschichte des jüdischen Monotheismus ist eine Fortschreibung jener Gesellschaftstheorie (genauer: der Theorie vom Übergang von der Urhorde zur Gesellschaft), die Freud mehr als zwanzig Jahre zuvor in »Totem und Tabu« entworfen hatte: »Die *Darwinsche* Urhorde hat natürlich keinen Raum für den Totemismus. Ein gewalttätiger, eifersüchtiger Vater, der alle Weibchen für sich behält und die heranwachsenden Söhne vertreibt, nichts weiter.« Eines Tages aber »taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen

und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Der gewalttätige Urvater war gewiß das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie im Akte des Verzehrns die Identifizierung mit ihm durch ... Die Totemahlzeit, vielleicht das erste Fest der Menschheit, wäre die Wiederholung und die Gedenkfeier dieser denkwürdigen verbrecherischen Tat, mit welcher so vieles seinen Anfang nahm, die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion.« (GW IX, S. 171f.)

Der im Totemmahl zum Ausdruck kommende »nachträgliche Gehorsam«, in dem, wiederum nachträglich, die einstige »nackte« väterliche *Gewalt* zum gesellschaftlichen *Verbot* transformiert wird, bringt die Gesellschaft hervor und zugleich ein unauflösliches »Unbehagen« in der Gesellschaft, das darauf gründet, »daß die Tat keinem der Täter die volle Befriedigung bringen konnte. Sie war in gewisser Hinsicht vergeblich geschehen. Keiner der Söhne konnte ja seinen ursprünglichen Wunsch durchsetzen, die Stelle des Vaters einzunehmen.« Freud fügt nicht ohne Ironie an: »Der Mißerfolg ist aber, wie wir wissen, der moralischen Reaktion weit günstiger als die Befriedigung.« (GW IX, S. 173) Notabene beginnt die Umwandlung der Urhorde nicht mit der Ermordung und dem kannibalistischen Verzehr des Urvaters, sondern in der Symbolisierung dieser Tat im Totemmahl. Das rituelle Opfer wird zum gesellschaftserhaltenden, identitätsstiftenden Akt sowohl der Reue als auch des Triumphes: der Anerkennung des gesellschaftlichen Gesetzes in seiner sakralen Übertretung.

In vieler Hinsicht – etwa was die Höhe der Vergeistigung durch das den Juden auferlegte Bildverbot betreffe – bedeute das Christentum eine Regression gegenüber dem Judentum, unter einem Aspekt aber, so Freud, einen Fortschritt, nämlich in der impliziten Anerkennung des für die Religion konstitutiven Gott-Vater-Mordes, die im Glauben an den Sühnetod des Sohnes ihren Niederschlag finde. »Erbsünde und Erlösung durch den

Opfertod wurden die Grundpfeiler der neuen, durch Paulus begründeten Religion. ... Nur ein Teil des jüdischen Volkes nahm die neue Lehre an. Jene, die sich dessen weigerten, heißen noch heute Juden. ... Sie mußten von der neuen Religionsgemeinschaft, die außer Juden Ägypter, Griechen, Syrer, Römer und endlich auch Germanen aufgenommen hat, den Vorwurf hören, daß sie Gott gemordet haben. Unverkürzt würde dieser Vorwurf lauten: Sie wollen es nicht wahr haben, daß sie Gott gemordet haben, während wir es zugeben und von dieser Schuld gereinigt worden sind.«

Wenn Hannah Arendt es zu Recht für den »Inbegriff moralischer Verwirrung« hält, »daß sich im Deutschland der Nachkriegszeit diejenigen, die völlig frei von Schuld waren, gegenseitig und aller Welt versicherten, wie schuldig sie sich fühlten, wohingegen nur wenige der Verbrecher bereit waren, auch nur die geringste Spur von Reue an den Tag zu legen«, und sie nicht unplausibel behauptet: »Dergleichen wie kollektive Schuld oder kollektive Unschuld gibt es nicht; der Schuldbegriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird«⁵⁵, so verkennt sie dennoch damit gerade das, was Freud als die (christliche) Wurzel des Antisemitismus beschreibt: die an die Stelle der Verdrängung tretende identitätsstiftende Funktion eines bewußten und im symbolischen und rituellen Opfer immer wieder erneuerten Schuldgefühls.⁵⁶

Die Psychologie der Masse beschreibt Freud als »einen Zustand von Regression zu einer primitiven Seelentätigkeit, wie man sie gerade der Urhorde zuschreiben möchte« (GW XIII, S. 137) und welche gekennzeichnet ist durch den »Schwund der bewußten Einzelpersönlichkeit, die Orientierung von Gedanken und Gefühlen nach gleichen Richtungen, die Vorherrschaft der Affektivität und des unbewußten Seelischen, die Tendenz zur unverzüglichen Ausführung auftauchender Absichten« (S. 136f.). »Die Masse erscheint uns so als ein Wiederaufleben der Urhorde. So wie der Urmensch in jedem Einzelnen virtuell vorhanden ist, so kann sich aus jedem

beliebigen Menschenhaufen die Urhorde wieder herstellen; soweit die Massenbildung die Menschen habituell beherrscht, erkennen wir den Fortbestand der Urhorde in ihr.« (S. 137)

So wie der als individuelle Pathologie erscheinende Zerfall der synthetischen Funktionen des Ichs uns auf die virtuell stets präsente Konfliktgeschichte des Subjekts und die irreduzible Heterogenität dessen verweist, was wir als psychische Einheit illusionieren, so zeigen sich gerade in den Krisen und Katastrophen des Gesellschaftlichen dessen Konstitutionsbedingungen.

Der letzte Triebdualismus, den Freud entwirft, derjenige von Eros und Thanatos, zeichnet sich gegenüber den vorhergehenden dadurch aus, daß er eine grundlegende Asymmetrie in die Reihe der Freudschen Dualismen bringt, und zwar eine Asymmetrie, die nicht mehr (wie die von Selbsterhaltungs- und Sexual-, Sexual- und Ich-, Ich- und Objekttrieben) in einer jeweils neuen Dualität, zu deren Formulierung sie drängt, gleichsam »aufgehoben« wird, sondern die asymmetrisch deshalb ist und bleibt, weil das eine Element dieser Zweiheit, der Todestrieb, zugleich auf das Jenseits dessen verweist, dessen Teil er ist.

Der Mord, der die Freudsche Spekulation über den Todestrieb – über das »Jenseits des Lustprinzips« – einleitet, ist nicht der Mord am Vater (die Identifizierung des Todestriebes mit der wohin immer, nach innen oder außen, gewendeten Aggression ist schon allein deshalb irreführend), sondern ist der in jeder Symbolisierung implizierte »Mord an der Sache« (Lacan): exemplifiziert von Freud am Beispiel der Symbolisierung der Abwesenheit der Mutter im Fort-Da-Spiel seines Enkels.

Der Mord am Vater begründet den Übergang von der Urhorde, der Ur-Masse zur Gesellschaft – aber ohne den als (strukturell!) primär vorauszusetzenden Akt des »Mordes an der Sache«, die sprachliche Symbolisierung der Tat, würde dieser gesellschaftsbegründende Akt des Vaternormes nichts anderes gewesen sein, als die Beseitigung des ranghöchsten Männchens und seine Erset-

zung durch ein anderes stärkeres. Niemals aber würde sich so der Tote als stärker erweisen können als die Lebenden durch den »nachträglichen Gehorsam« (Freud), den diese ihm nun zollen.

Die Ableitung des Todestriebs ist keine gesellschaftliche, sondern eine »jenseitige«, nämlich biologische: gemäß dieser Herleitung entsteht der Todestrieb durch eine ursprüngliche Spannungsinduzierung, die dem Leblosen den Atem einer Differenz einhaucht. Die Kraft, die diese Differenz wieder abarbeiten will, ist der *Todestrieb*: der Todestrieb ist damit progressiv im Dienste der Regression; er kann sein Ziel, den *Ursprungszustand*, nunmehr, nachdem »es« einmal geschehen ist, nur noch auf Umwegen erreichen, denn diese Differenz (die sich in der Geschlechterspannung konkretisieren wird), die da wie ein Blitzschlag in die präbiologische Materie eingefahren ist, entwickelt ihre eigene Dynamik: sie hat andere, nämlich erotische Vorstellungen von der Spannungsauflösung. Der Freudsche Begriff der Triebmischung bezeichnet darum nicht den einer im Normalfall existierenden unauffällig glücklichen Liaison zwischen Eros und Thanatos, sondern ist eine irreführende Bezeichnung für die Tatsache, daß jene spannungsinduzierende Ur-Differenz, durch die der Eros erst hervorgebracht wurde, zugleich die Bedingung des Todestriebes als Trieb ist. Der Todestrieb erinnert auf die ihm eigene stumme Weise an eine als Ursprung zu denkende Differenz, die ursprünglicher ist, als alle ihre Konkretionen, auf deren Vereinigung die Lebenstribe es in vielfältiger Weise abgesehen haben. Der Todestrieb als Grenzprodukt von Tod und Leben mahnt an ein Gesetz, das elementarer ist als das Gesetz des toten Vaters: das Gesetz der Differenz, das anders formuliert lautet, daß nichts alles sein kann.